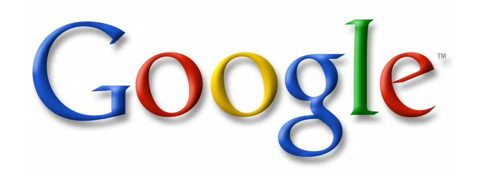
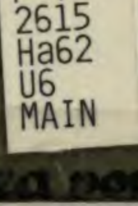




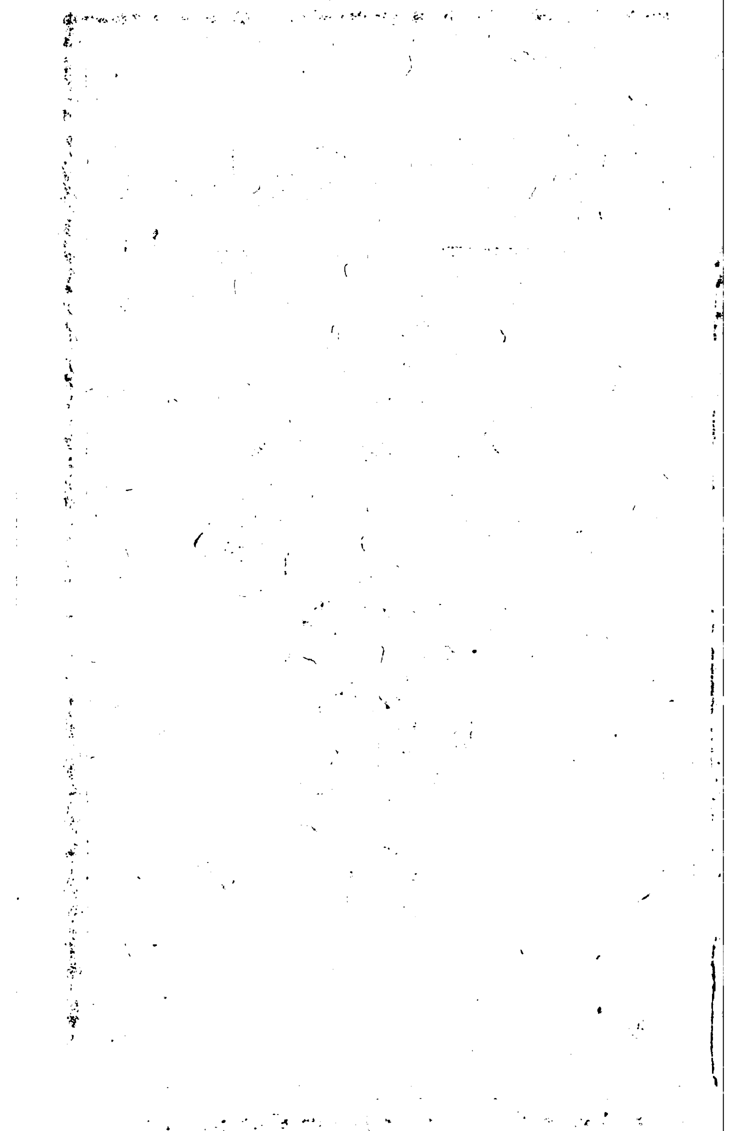
a von Harbou



Die unheilige eifaltigkeit







Die unheilige Dreifaltigkeit

von

Thea von Harbou



Verlegt bei Eugen Salzer, Heilbronn

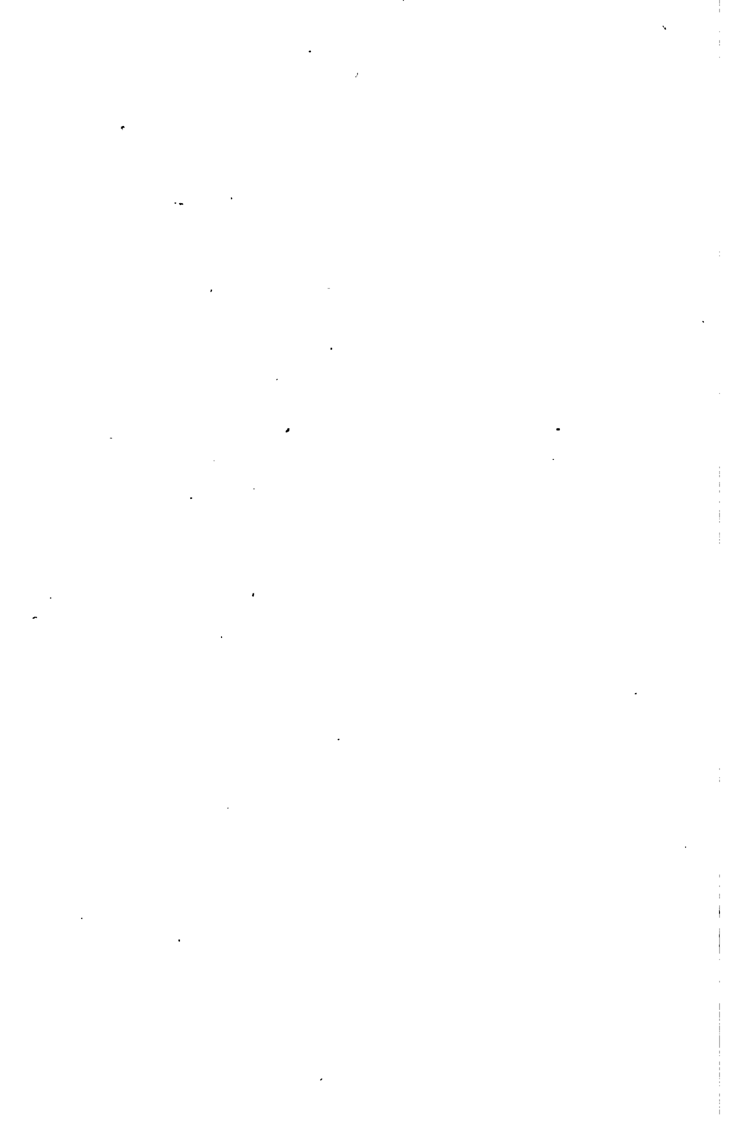
1920

Den Einband zeichnete Paul Lang in Stuttgart.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Erstes bis zehntes Tausend.

Fred Kalmus

in herzlicher Freundschaft zu eigen



Als sich die junge Agnete Baldram mit dem Manne, den sie liebte und der in ihrem Herzen Sonne, Mond und Sterne fand, verlobte, freute sich die ganze besinnliche kleine Stadt; und der Wald und die Hügel und der lustige Fluß und der Himmel, der über allem war, freuten sich mit, und es schien, als sei alle Tage Sonntag.

Das machte, weil die junge Agnete Baldram ein so strahlendes Herz in der Brust hatte. Und der Mann, der jüngst von weit her gekommen war, um weiter zu wandern, der erwachte nun zuweilen in der Nacht von dem lobpreisenden Singen, das in ihm war, weil die junge Agnete Baldram ihn angeschaut hatte, als er an ihr vorüberschritt.

Niemals zuvor hätte er geglaubt, daß in dieser Welt, die nicht sanft mit ihm zu verfahren pflegte, solch ein Strom von inniger Güte aus den Augen eines Menschen auf ihn niederströmen könnte. Und er war stehen geblieben und hatte ihn still und andächtig in seiner Seele empfangen.

Die junge Agnete Baldram aber sah ihn mit ihren hellseherischen Augen an und wußte, daß sie ihn allzeit lieben würde um des ehrfürchtigen Ernstes willen, mit dem er ihren ersten Blick empfing, und sie hatten sich mit der gleichen dankenden und beglückten Gebärde zueinander geneigt — und ließen sich nicht mehr.

Nun wollte die junge Agnete Baldram Hochzeit feiern, und ihre Mutter, die eine starke, gesunde und heitere Frau war und ihrer Tochter glich wie eine schöne Erfüllung einer schönen Verheißung, lag viele Stunden wach und beriet sich mit der Freude, die in ihrem Herzen war, was geschehen müsse, um die Hochzeit der jungen Agnete zu einem Fest zu machen, an das sie noch als alte Frau mit einem staunenden Lächeln wie an ein Wunder denken sollte.

Manches Liebe und manches Fröhliche fiel ihr ein; aber nichts genügte ihrem mütterlichen Stolze. Und sie wünschte sich auch, daß es etwas sein möchte, womit sie auf verschwiegene Weise dem Leben danken konnte für das gesegnete Glückslächeln der jungen Agnete.

Denn deren Lächeln war von solcher Art, daß eine Mutter wohl sagen konnte, sie habe lange genug gelebt, nun sie diesen Glanz auf dem Antlitz ihres Kindes gesehen habe.

Und zuletzt, nachdem sie der Armen und der

Kranken gedacht hatte, wie eine weise und erfahrene Mutter denkt, — und nachdem sie Sorge getragen hatte, daß die Bräute in der Stadt den Namen ihres bräutlichen Kindes wie ein Kleinod kosten, wenn sie ihn nannten, und nachdem sie die Kinder gelehrt hatte, sich auf die Hochzeit der jungen Agnete wie auf Weihnachten zu freuen, — setzte sie gleich einem Fähnlein auf das Haus ihrer liebenden Beschlüsse den letzten Beschluß:

Wer am Tage der Trauung als erster an die Türe klopfen würde, um eine Gabe zu begehren, der sollte als ein hochwillkommener Gast empfangen werden und drei Tage lang bewirtet und beherbergt werden als ein solcher — und endlich reich und klug beschenkt davongehen, um sein Leben lang den Namen der jungen Agnete mit einem Segensspruch im Gedächtnis zu tragen.

So war unter mancherlei Vorbereitungen der Hochzeitstag herangekommen, ein Märztag mit einem Himmel vom zartesten Blau, mit einem Duft von Blumen, die man noch nicht sah, und warmen, Sehnsucht erweckenden Winden.

Wo am Abend die Schatten am frühesten lagen, glänzte noch hie und da ein Restchen Schnee; aber dort, wo die Sonne am ehesten hinkam, blühte der Seidelbast, und die kleinen Bäche hatten es eilig.

Die junge Agnete erwachte vom Singen der Amsel, die auf dem feinsten Zweiglein des Lärchenbaumes vor ihrem Fenster saß, und sie lag ganz still in ihren linden Kissen und hörte zu, wie der Glücksvogel in ihrem Herzen sich mit dem Frühlingsvogel vor ihrem Fenster unterhielt.

Dann läuteten alle Glocken über dem Wege, den sie zur Kirche tat, und sie läuteten so stürmisch, so eilfertig und herzlich, als würden sie nicht von Menschenhand bewegt, sondern als tanzten sie vor Freude über das hochzeitliche Glück der jungen Agnete zwischen dem zartblauen Himmel und der zartgrünen Erde Menuett.

In der schönen Halle des Hauses, darein das Licht durch gemalte Scheiben mit sanften und feurigen Farben fiel, ward die Festtafel hergerichtet, und die Gäste taten sich gütlich und lobten den reinen und edlen Wein, mit dem sie auf die Zukunft der Vermählten tranken.

Es ging schon auf den Abend, und manche der Gäste, die von weit her gekommen waren, rüsteten sich zur Heimkehr, als die Beschließerin des Hauses, die zu ihm gehörte wie sein Dach und das Feuer auf seinem Herd, heimlich zu ihrer Herrin trat und ihr ins Ohr flüsterte.

Da stand die Mutter Agnetens auf und verließ die Halle mit eiligen und fröhlichen Schritten, nahm

einen Schleier um Kopf und Schulter und trat in den Garten hinaus.

Das Haus lag auf einem Hügel, der den großen Bergen, auf denen der Schnee glänzte, lieblich vorgelagert war; und der Garten schmiegte sich mit seinen Rasenflächen und seinen Beeten wie ein reichgestickter Mantel um den Hügel her. Ein hohes Gitter, das von einem kunstreich geschmiedeten Tor unterbrochen wurde, bildete seinen Saum gegen die Straße, und reinlich gehaltene, mit sanftem Kies bestreute Wege führten in mancherlei Windungen zu ihm hinab.

Auf dem breitesten dieser Wege, unfern des Tores, das sich eben hinter ihnen geschlossen hatte, standen Drei, die wunderlich anzusehen waren und, bei all ihrer Verschiedenartigkeit, wie sie sich nahe zusammenhielten, doch eine seltsame Einheit bildeten.

Der Erste war ein kleiner magerer Mann mit einem faltenreichen und vertrockneten Gesicht. Bei seinem Anblick mußte die Frau an die Rosen von Jericho denken, die toten Würzelchen gleichen; aber wenn man sie ins warme Wasser stellt, werden sie lebendig und entfalten sich zur Blüte und erzählen geheimnisvolle Geschichten von einer nutzlosen Unsterblichkeit.

Er trug einen Mantel, der geschaffen schien, in

einem nichts Gutes verheißenden Nordwest-Sturm hinter einem finsteren Manne herzuflattern, der auf einem Gespensterschiff spazierenfuhr. Und er hatte einen Hut auf von so wehmütiger Farbe und Form, daß ein Mensch von gedrückter Gemütsart bei seinem Anblick in Versuchung kommen mußte, ein lebensüberdrüssiges Sonett zu machen. Doch wirkte die weitschweifige Gebärde, mit der sein Besitzer ihn zum Gruße schwenkte, zugleich erstaunlich und versöhnend heiter; und auch der Mantel verlor alles Unheimliche, sobald sein Eigentümer zu reden begann.

Sein Nachbar zur Rechten war ein feiner und edelgegliederter Mensch mit einem leidenschaftlichen Hungergesicht, und als die Frau seine Augen sah, dachte sie: das ist Einer, den schleppen seine Augen eigenmächtig durch die Welt, und wenn er ihnen nicht den Willen täte, dann würden sie ihm durchbrennen und sich wie zwei wilde Vögel ganz allein auf die Wanderschaft ins Ferne begeben.

Unwillkürlich, als sie dies dachte, lächelte sie dem jungen Burschen zu mit ihrem mütterlichsten Lächeln, und er sah sie träumerisch und ernsthaft an, wobei um seinen schmalen, ein wenig einsamen Mund ein Ausdruck lag, als horche er auf eine fremde Sprache.

Der Dritte überragte die beiden andern, wie ein

Baum Gebüsch überragt, und ein Gestrüpp von Bart hatte seine Züge so überwuchert, daß kein Mensch sich mehr auf den ersten Blick darin zurechtfinden konnte. Und es war, als sei das nicht von ungefähr. Dennoch sah die Frau ihn voller Güte an, denn er schien trotz seiner ausgiebigen Schultern und Fäuste von den Dreien der Müdeste zu sein, und er trug den Nacken gebeugt, als ginge er unterm Joch.

Das Jerichomännlein mit dem Gespenstermantel schwenkte seinen trübseligen Hut vor der Frau bis zur Erde und verbeugte sich auf die zierlichste und feierlichste Art. Und als er in schön gesetzten Worten seine und seiner Kameraden Anwesenheit mit der dringlichen Einladung entschuldigte, die von der Frau Beschließerin als ein unentrinnbares Netz über sie geworfen worden sei, da wurde alsbald offenbar, daß seine Wiege in einem Dörfchen zwischen Dresden und Meißen an der Elbe gestanden hatte, und die goldenen Pünktchen in den Augen der Frau Baldram fingen zu tanzen an.

„Wir feiern die Hochzeit meiner Tochter," sagte sie und stand still und mit einem herzlichen Gesicht vor den Dreien. „Und zu deren Glück und Ehre bitten wir Sie, drei Tage lang unsere Gäste zu sein . . ."

Es gab ihr keiner eine Antwort darauf.

Das Jericho-Männlein spitzte die Lippen und zog die Brauen hoch, als schmecke es Braten und Pasteten und Wein. Alle seine Fältchen schmunzelten.

Der junge Bursche lächelte ein wenig, wie einer im Traume tut, der weiß, daß er träumt, und sein schmales, adeliges Hungergesicht rötete und spannte sich leicht unter einer Regung zornigen Stolzes, die allsogleich zur Ruhe verwiesen wurde. Er blickte auf die Frau und grübelte.

Der Dritte hatte den Kopf aus den Schultern gehoben wie ein sichernder Stier seine wulstige Stirn aus dem Grase hebt und den Wind prüft. Und das bittere Mißtrauen beizte den Blick seiner Augen gelb.

Und sie alle Drei schwiegen.

„Ich hoffe doch, daß Sie gegen diese Einladung nichts einzuwenden haben?" fragte die Frau und blickte dem Wüstbärtigen mitten in sein Mißtrauen hinein.

Das Jericho-Männlein fing zu zappeln an.

„J, das weiß Gott im Himmel, daß wir nichts dagegen einzuwenden haben, meine Dame!" antwortete er und machte eine herrliche Verbeugung. „Wir sind nur — sozusagen — e bißchen verdutzt, möcht' man sprechen ... Es geschieht unsereinem nicht alle Tage, daß man zu 'ner Hochzeit eingeladen wird und drei Tage lang den dicken Wilhelm

spielen soll . . . Wenn's also erlaubt ist, dann sind wir so frei, näherzutreten, meine Dame . . . Sie gestatten doch, daß ich uns vorstelle . . . Bitte, sehr freundlich . . . ja, mein werter Name ist Pfandheinrich, — Theobald Pfandheinrich, meines Zeichens ehemaliger Theaterdirektor vom Sommertheater in Cossebaude . . . Die Zeiten sind der idealischen Kunst nicht günstig, meine Dame . . . Es ist eine belämmerte Welt, mit Respekt zu sagen . . . Ja . . . Das hier ist unser Jüngster, gewissermaßen unser Benjamin . . . Lukas Gothner mit Namen . . . Der hat noch ein Herz für die Kunst, meine Dame; der hat sich um ihretwillen von den Philistern losgesagt und läuft durch die Tage, die ihm unser Herrgott schenkt, wohin ihn seine Beine tragen . . . Und der Dritte hier — das ist . . . das wissen wir nicht, wer das ist . . . Wir trafen uns vor ein paar Wochen in der Herberge und sind zusammen geblieben . . . Aber wie er heißt, das wissen wir nicht . . . Sie müssen uns das nicht übelnehmen, meine Dame . . . Wir haben ja nicht ahnen können . . . Nu sag schon der Dame, wie du dich schreibst, Schwarzer! — Wir haben ihn immer nur ‚Schwarzer' genannt . . ."

Der Mann, den Theobald Pfandheinrich mit dem Ellbogen in die Seite puffte, wandte den schweren Kopf mit einer trägen Gebärde fort und rührte widerwillig die Schultern.

„Ich kann ja auch gehen," sagte er, nachdem er den Rost von seiner Stimme fortgeräuspert hatte.

„Warum?" fragte die Frau und ließ ihn nicht aus ihren klaren Augen. „Sie sind uns willkommen, auch wenn Sie zu denen gehören, die ihre Namen gern vergessen möchten.... Niemand wird Sie darum kränken, mein Freund... Ich bin eine glückliche Mutter und habe ein glückliches Kind. Sehen Sie, ich erschrecke vor dem Segen, unter dem ich durch mein spätes Leben schreite. Ich scheine stark und froh, aber ich sehe mein Kind nie an, ohne an das Wort vom gläsernen Glück zu denken. Ich erkaufe mir die Gnade des Schicksals Tag für Tag. Ich lege einen Schatz an, der Zinsen tragen soll in der Zukunft, die wir alle nicht kennen..."

„Aha," meinte Theobald Pfandheinrich. „Sie schmeißen sozusagen einen Ring ins Meer..."

„Ich möchte keine unfruchtbaren Opfer bringen," antwortete die Frau und stand lächelnd vor ihnen mit gefalteten Händen. „Ich möchte guten Samen säen... Wollen Sie mit mir ins Haus kommen —?"

„Mit dem größten Vergnügen, meine Dame," sagte Theobald Pfandheinrich, und er schwenkte seinen schönen Hut wie ein Schmetterlingsnetz.

Lukas Gothner sagte ernst und leise: „Gern..." Der Dritte schwieg, und in seinem Gesicht erhellte

sich nichts. Er schloß sich stumm an den Tritt der andern.

So geschah es, daß die unheilige Dreifaltigkeit Einzug hielt in das hochzeitliche Haus der jungen Agnete, und man räumte ihnen die schönsten drei Kammern ein, die unter dem hochgegiebelten Dache lagen und aus deren reinen kleinen Fenstern der Blick weithin schweifen konnte über das schüchtern grüne Land und die märzblauen Hügel, auf denen der Himmel ruhte, — dieser zarte und kostbare Himmel, über dessen Tiefe die Barken der weißen Wolken zogen.

Die mütterliche Frau Baldram sorgte selbst dafür, daß die unheilige Dreifaltigkeit zu essen und zu trinken vorgesetzt bekam wie weiland die Fürsten in gutmütigen Märchen, und nachdem das Fest vorüber war und sie Muße fand, ein wenig aufzuatmen und um sich zu schauen, lockte es sie, danach zu forschen, auf welche Weise ihre drei Gäste des Zufalls sich diese Tage wohl zu nutze machten.

Da fand sie, daß Herr Theobald Pfandheinrich von seiner schönen Kammer wenig Gebrauch machte, sondern zumeist, und namentlich um die Abendzeit, in der großen blanken Küche der Frau Baldram auf der Bank hinter dem weißholzigen Tische saß, weit zurückgelehnt und mit beiden Armen durch die Luft schiffend und also Geschichten erzählend, daß

den zuhörenden Mädchen die Haut schauderte. Daran schien er so recht seine Freude zu haben, und je weiter die Uhr auf Mitternacht rückte, desto schelmischer tanzten seine Sätze. Zuweilen auch stand er auf, warf sich das blau und rot gewürfelte Tischtuch um Schultern und Hüften und focht mit einem unsichtbaren Gegner, das Brotmesser schwingend, einen Gang vor den Toren aus, daß die Mädchen kreischend in alle Winkel stoben. Oder er rang die Hände über einem nicht vorhandenen Grabe, in dem alle Blüten seiner Hoffnungen so gründlich versunken waren, daß er das Schluchzen nicht bemeistern konnte und die weichmütige Weibergesellschaft zum Schluß, in Tränen zerfließend, gleich einem wohl geübten Chor von Klageweibern um ihn herumstand und in die Schürzen heulte.

Dann schien Herr Theobald Pfandheinrich restlos glücklich zu sein.

Der zweite, der mit dem schmalen Hungergesicht, Lukas Gothner, schien nichts lieber zu tun, als in seiner Kammer allein am Fenster zu sitzen und in den Frühlingshimmel hinaufzuschauen. Es war, als bereite ihm das weiche Spiel der Sonnenstrahlen auf seinen Wangen und Händen ein so tiefes Entzücken, daß es ihn wunschlos machte gegen alle anderen geheimnisvollen Wunder der Welt. Er folgte dem friedevollen Zug der Wolken, die so

unsäglich leicht im Märzwind schwebten, von einem Rand des Himmels bis zum anderen, wo sie ihm entschwanden, und er sah die feine Sichel des Mondes über dem Abendstern stehen, und alles, was er sah, schien tiefstes Glück und letzte Erfüllung zu sein.

Aber einmal, als er die Amsel singen hörte, die auf dem noch kahlen Gipfel des Nußbaumes saß, beugte er die Stirn in seine Hände und saß unbeweglich da, lange Zeit, und das Dunkel seiner Kammer schluckte ihn ein.

Den dritten, der keinen Namen hatte, sah die Frau Baldram in den drei Tagen nur ein einziges Mal. Aber das vergaß sie nie wieder.

Es war am zweiten Morgen nach der Hochzeit der jungen Agnete und sie, die Mutter, stand auf dem Balkon vor ihrem Schlafzimmer und blickte ihren Kindern nach, wie sie, mit der Gebärde, die nur Liebenden eigen ist, sich an den Händen haltend, Schritt an Schritt geschmiegt, durch den Garten nach dem Brunnen gingen, von dessen starkem, stählendem Wasser die junge Agnete seit ihrer Kindheit einzig zu trinken liebte.

Der Mutter bebte das Herz vor Glück, wie sie ihnen nachsah; denn über dem Hinschreiten des Mannes, der ihr Sohn geworden war, und seines jungen Weibes, ihrer Tochter, lag eine so erschüt-

ternde, zugleich blinde und hellseherische Andacht, daß sie einer Offenbarung von der Gnade Gottes gleichkam.

Ach, Ihr Gesegneten! dachte die Mutter, Ihr unaussprechlich Schönen, — Freudereichen —!

Und sie wandte sich ab, um ihre Augen zu trocknen.

Da gewahrte sie den namenlosen Mann, wie er am offenen Fenster seiner Kammer stand und dem Manne und dem Weibe nachsah. Und vor dem Ausdruck seiner Augen und der geahnten Wildheit seines Mundes, dem der Bart eine schlechte Maske war, stockte der Mutter das Herz, daß sie einen Laut des Schreckens nicht zu unterdrücken vermochte.

Der Mann vernahm ihn und blickte auf, und er wandte sich in seine Kammer zurück mit der Schwerfälligkeit eines Menschen, der die Last der ganzen Welt auf seinen Schultern spürt.

Als ihre Kinder heimgekommen waren, erzählte Frau Baldram ihnen von dem, was sie gesehen hatte und verhehlte ihren Eindruck des Schreckens nicht.

„Ich glaube, Mutter," sagte Meinhard mit einem Lächeln, das sein bräunliches, ein wenig mageres Gesicht schön werden ließ, „wir haben wunderliche Vögel in unserm Nest, und es dürfte sich verlohnen, sie näher kennen zu lernen."

„Der Eine, fürcht' ich, ist nicht weit am Galgen

vorbeigeflogen," entgegnete die Mutter mit einem Ausdruck natürlicher Strenge und Rechtlichkeit.

„Vielleicht," sagte Meinhard und strich behutsam, ohne sein schönes Lächeln zu verlieren, über die Hand der Mutter hin, „ist er nur unglücklich, gute Frau Baldram..."

Sie sah ihn aus ihren frohen, starken Augen an.

„Gott segne dich, Meinhard," sagte sie. „Agnete wußte, was sie tat, als sie dich zu lieben begann. Sie hat ein weises Herz und begnadete Augen. Ich, siehst du, ich fühle mich, wenn ich mit meinen beglückten Augen eure Jugend ansehe, auf eine sonderbare Weise gleichzeitig jung und alt, — jung aus Freude über euch — und alt, weil ich wohl weiß, daß nun bald die Zeit für mich kommt, wo ich am Wege zurückbleiben werde, wenn ich euch im Wandern nicht hindern will; ich werde mich da gleichsam auf eine Bank setzen, von der aus ich einen schönen Blick in die Ferne genießen kann, und euch lange nachschauen und nachwinken. Du mußt das verstehen, daß mich, die ich die Hälfte meines Lebens das Amt eines Mannes auszufüllen hatte, — und eines tüchtigen Mannes, Meinhard, wenn alles in Zucht und Segen sich entwickeln sollte, — daß mich die fast zu große Freude dieser Tage ein wenig aus den Angeln gehoben hat, daß ich mit einiger Sorge danach trachten muß, das alte

Gleichgewicht wiederzufinden und auf die Ebene des Alltags zurückzugelangen. Als ich den Mann, der uns seinen Namen verschweigt, an eurem Hochzeitstag aufforderte, unser Gast zu sein, da brannte mir das Herz wie euch, und ich dachte nur gute und überströmende Gedanken. Aber seit ich ihn gesehen habe, wie er am Fenster seiner Kammer stand und euch nachblickte, seitdem weiß ich nicht mehr, ob ich das rechte getan habe. Vielleicht war diese Tat der warme Märzhauch, der einen scheintoten Baum zum Leben erweckt. Aber vielleicht war er auch der Föhn, der eine Lawine zum Stürzen bringt. Was es auch sei, ich glaube nicht, daß wir gleichgültig vor diesem namenlosen Manne stehen können."

„Ich will dir einen Vorschlag machen, Mutter," antwortete Meinhard und sah mit nachdenklichen und freundlichen Augen zwischen den beiden Frauen hin und her. „Wir wollen in der Halle drunten am Kamin ein behagliches Feuer anzünden und wollen der unheiligen Dreifaltigkeit sagen lassen: es regne und sei allzu stürmisches Wetter am heutigen Abend, als daß wir sie gerne ziehen lassen würden: sie möchten herunterkommen und sich zu uns setzen und ein wenig mit uns plaudern . . . vielleicht gewinnen wir so einen Einblick in ihre Seelen, die wir uns jetzt weder als einzelne Töne noch

in ihrem erstaunlichen Dreiklang zu deuten vermögen."

Die junge Agnete sagte, das sei ein Gedanke, der ihr geradewegs aus dem Herzen gesprungen wäre, und da die Mutter lächelte, so zögerten sie nicht, ihn in die Tat umzusetzen. Während Meinhard und Agnete das Holz im Kamin schichteten, und unter mancherlei Spielen der Zärtlichkeit das Feuer anfachten, stieg die gute Frau Baldram selbst hinauf in das Gebiet der unheiligen Dreifaltigkeit, klopfte an ihre Kammer und trug ihnen ihre Einladung vor.

Theobald Pfandheinrich hatte keinen Augenblick Bedenken, sie für sich und seine Kameraden anzunehmen, und es währte nicht lange, so kamen sie selbdritt die breit geschwungene Treppe herunter: Theobald Pfandheinrich auf der Mitte der Stufen gehend, ein pfiffiges, erwartungsvolles und schwärmerisches Lächeln um Augen und Lippen, — Lukas Gothner ein wenig zögernd, mit der Hand über das Geländer gleitend, — zuletzt, soweit von ihnen entfernt, daß er nicht mehr zu ihnen zu gehören schien, der dritte, den sie den Schwarzen nannten, weil sie keinen anderen Namen für ihn wußten. Unter seinen lastvollen und unregelmäßigen Tritten krachte das Holz der alten dunklen Treppe. Eine Stunde später war die unheilige Dreifaltigkeit an

Essen und Trinken wohl gesättigt, und das offene Gesicht von Theobald Pfandheinrich schimmerte in Zufriedenheit, aus der er keinen Hehl machte.

„Ja, ja," sagte er, wischte sich den Mund ab, lehnte sich zurück und schaute blinzelnd in die Flammen des Kamins. „Die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende... Es heißt nämlich in Aranjuez, meine Damen. Die meisten sagen: von, aber das ist falsch... Ich kannte einen — das war ein ulkiges Luder... entschuldigen Sie, meine Damen!... den hat weiß Gott darüber der Schlag gerührt! Er hat sich mit einem gestritten, ob's in oder von hieße... Er sagte: von, der andere sagte: in... hätt' er mich gefragt, ich hätt' ihm sagen können, daß er sich irrte... Sie haben sich angeschrien; das war in einer Kneipe, wo sie ihren Dämmerschoppen tranken, der eine, — mein Freund, der mit dem: von... wär' ich bloß dabei gewesen, dann wär' der ganze Unfug nicht passiert, — der regt sich doch darüber auf, als hinge die ewige Seligkeit an dem dämlichen von oder in... Schließlich springt er auf, rennt über die Straße weg in seine Wohnung, kriegt den Don Carlos beim Kopp, guckt nach, kommt zurück, sagt zu seinem Gegner, das Buch auf den Tisch schmeißend: „Sie haben recht, es heißt: in —! und fällt um und ist tot..."

Theobald Pfandheinrich betrachtete sein leeres Glas nachdenklich und drehte den Fuß zwischen den Fingern.

„Ja, ja," sagte er mit einem Seufzer, „man muß sich in acht nehmen mit dem Zitieren, man kann nie wissen, was daraus entsteht..."

Meinhard saß in seinen Stuhl zurückgelehnt und hatte die linke Hand der jungen Agnete behutsam umschließend zwischen seinen beiden Händen. Er lächelte.

„Sie haben sicherlich viel Schönes und Interessantes erlebt, Herr Pfandheinrich," meinte er vorsichtig.

Der ehemalige Direktor vom Sommertheater in Cossebaude sah ihn fast vorwurfsvoll an.

„Mein Herr," sagte er, „wenn ich Ihnen erzählen wollte —!"

„Ach, tun Sie's doch!" bat die junge Agnete und sah ihn lieblich und schüchtern an.

Da hatte sie die Rose von Jericho ins Wasser gestellt.

Jedes Runzelchen in dem verknitterten Gesicht von Theobald Pfandheinrich wurde ein Schmunzeln.

„Wenn ich nicht fürchten müßte, den geehrten Damens lästig zu werden, — gewissermaßen auf die Nerven zu fallen," meinte er und machte bald der einen bald der anderen eine barocke Verbeugung,

„ich würde mir's zur hohen Ehre anrechnen . . . bitte, danke sehr, — o, sehr freundlich!"

Er strahlte die junge Agnete an.

„Wir sind alle sehr gespannt," entgegnete Meinhard. „Darf ich Ihnen noch eine Zigarre anbieten, Herr Pfandheinrich?"

„Wenn Sie gestatten, dann bin ich so freundlich, — vielen Dank, bitte sehr!"

Die Rose von Jericho rötete sich leise.

„Ja," sagte Theobald Pfandheinrich und blickte, sich zurücklehnend schwärmerisch dem Rauch seiner Zigarre nach. „Das Leben, möchte man sprechen, ist eine komische Einrichtung . . . Und die Kunst . . . die hohe, die himmlische Göttin — oder die melkende Kuh, um mit Schiller zu reden . . . ich, mit Respekt zu vermelden, hab' meiner Lebtage noch nicht zwei Pfund Butter von ihr bezogen . . . Was mir im Busen glühte, sehen Sie, das waren Ideale, — das war — ha! — nu, man kann das nicht so ausdrücken, aber es war was . . . Was wissen die Brüder, die dick und fett in ihren Engagements in der Stadt sitzen und alle Tage Wurscht aufs Brot zu essen haben und Pilsener trinken, — was wissen die von Idealen und von der Kunst!"

Theobald Pfandheinrich machte mit der Hand, die die Zigarre hielt, eine Bewegung, die allem, was städtische Kunst hieß, die Lebensberechtigung abschnitt.

„Sehen Sie, meine Dame," fuhr er fort, sich zu Frau Baldram wendend, „die Räuber aufzuführen, wenn man zwanzig Schauspieler und fuffzig Statisten und einen elektrischen Mond und Rotfeuer am Schluß hat, — das ist keine Kunst. Aber die Räuber aufzuführen, wenn man nischt als Weiber bei der Truppe hat, und wenn man den Karl und den Franz an einem Abend gleichzeitig spielen muß, — warum denn nicht? In der richtigen Ausgabe treten die Brüder doch nie zusammen auf! — Und wenn die alberne Kuh, die den Spiegelberg spielt, eifersüchtig auf die Amalia ist und bei der Szene, wo doch der Franz die Amalia küssen muß, auf einmal zu soufflieren aufhört, sich das Werg vom Koppe reißt, auf die Bühne gehuppt kommt und der Amalia mit allen zehn Krallen an die Gurgel fährt, die dämliche Person, die dämliche, — und dann noch nicht mal Rotfeuer, sondern bloß Petroleum und zwei Blatt rote Gelatine, die einem der Kaufmann leiht, — sehen Sie, das ist Kunst! Das haben wir gemacht, — jawohl! Da bin ich heute noch stolz drauf!"

„Das wird Ihnen jeder Mensch nachfühlen können, Herr Pfandheinrich," sagte Meinhard, der den Erzählenden mit seinen freundlichen Augen unablässig ansah.

Aber Herr Pfandheinrich wurde plötzlich trübe. Er schüttelte den Kopf.

„Sagen Sie das nicht," entgegnete der und verfinsterte seine Stimme. „Sagen Sie das nicht! Meine Erfahrungen deuten gewissermaßen auf das Gegenteil. Sonst hätte es nicht geschehen können, daß ich meine gute Alte, — Gott hab' sie selig, sie spielte noch mit vierzig Jahren die Jungfrau von Orleans, daß es kein Mensch für möglich hielt, — ja, ich wollte sagen: daß ich die auf dem Armenfriedhof begraben lassen mußte . . . der Totengräber wollte auf 'ne Hochzeit und hatte es eilig, da wurde meine gute Alte sozusagen mit 'nem Wuppdich begraben . . . und sie hatte sich so auf 'nen hübschen Sarg gefreut und auf all den Klimbim, der zu 'nem richtigen Begräbnis gehört, wenn es sich lohnen soll . . . Und sehen Sie, das sind so Dinge, über die kommt man nicht weg . . : nicht einmal 'nen dauerhaften Blechkranz hab' ich ihr aufs Grab legen können; bloß Papierblumen. Und die färbten ab. Ich hatte hinterher ganz bunte Hände . . . Ja, so geht's!"

Er zog heftig an seiner Zigarre, die ausgegangen war. Meinhard reichte ihm das brennende Streichholz. Theobald Pfandheinrich war so in seine Erinnerungen vertieft, daß er sogar zu danken vergaß.

„Überhaupt," fuhr er fort und kratzte sich langsam und nachdenklich hinter den Ohren, „wenn man

die Sache bei Lichte besieht, dann hab' ich immer Pech gehabt, wenn ich mich irgendwie auf Dinge einließ, die mit Kirchhof und Begräbnis und solchen Sachen zu tun hatten. Bei anderen Leuten ist es gerade umgedreht. Die freuen sich wie nicht gescheit, wenn sie 'nem Leichenzug begegnen; aber ich, sehen Sie, ich hab' bloß immer Ärger davon gehabt . . ."

„Wie kam das, Herr Pfandheinrich?" fragte die junge Agnete mit ihrer schüchternen Herzlichkeit.

„Ja, meine schöne Dame, — das ist eine kuriose Geschichte. Ich sollte es eigentlich gar nicht erzählen. Sie denken am Ende falsch von mir . . . Aber sehen Sie, was sollte ich denn machen! Ich war 'n armer Teufel und dachte: so 'ne gute Gelegenheit bietet sich einem nicht alle Tage . . . nu, das kam so:

„Ich war noch 'n ganz junger Bursche und mein Vater, der war auch Theaterdirektor. 'ne Mutter hatt' ich nicht mehr; bloß noch drei kleine Geschwister. Die mogelten wir so durchs Leben mit durch. Und nun will's das Unglück, daß mein Vater krank wird und stirbt, — gerade als wir im „Goldenen Anker" zu Kötzschenbroda — das war ein feines Lokal, kann ich Ihnen sagen, mit 'ner richtigen Bühne und 'nem gemalten Vorhang, auf dem eine junge Dame rote Pantoffeln anhatte; die

seh' ich noch vor mir ... Ja, als wir am Abend „Wallensteins Lager" geben wollten und ein beinah ausverkauftes Haus erwarteten ... ja, da legt er sich hin und ist sozusagen zwischen Lipp' und Kelchesrand auch schon gleich tot. Von dem Gejammere können Sie sich keine Vorstellung machen! Wo sollten wir in all der Schnelligkeit einen Wachtmeister herkriegen! Und den Kürassier und den Kroaten hatte er doch auch gespielt, von den anderen Rollen gar nicht zu reden! Sie können mir glauben, daß wir vor Schmerz ganz auseinander waren ...

„Aber wie man so spricht, soll ja bei jedem Unglück immer noch ein Glück sein. Ob's wahr ist, weiß ich nicht. Es mag wohl auch mit an dem Menschen liegen, den 's Unglück trifft. Es gehört Philosophie dazu ... Aber was ich sagen wollte: damals traf es sich doch durch einen Zufall, daß ein berühmter Kollege von uns, der in Dresden als Jago und als Mephisto ein Gastspiel gab, — daß der gerade an dem Tage, wo uns das Malheur mit meinem Vater passierte, in Kötzschenbroda seine Verwandten besuchen kam. Wie sich das ergab, weiß ich nicht mehr; aber wie er von unserem Kunstunternehmen erfuhr und von dem Schlag, der uns getroffen hatte, — da hat sich unser Kollege in jeder Beziehung als ein fabelhaft

anständiger Mensch bewiesen. Nicht nur, daß er selber an dem fraglichen Abend im „Goldenen Anker" den Wachtmeister gespielt hat, — am anderen Tage hat er auch noch wegen weiterer Gastspiele bei uns mit mir als dem nunmehrigen Direktor verhandelt, — und schließlich ist er auch noch mit auf den Friedhof hinausgefahren, als wir meinen Vater, sehr reputierlich und vornehm, in Gehrock und gestreiften Hosen und in einem von allen Kollegen gestifteten, einwandfreien Sarg in der Leichenhalle ausstellten.

„Diese Fahrt zum Friedhof werd' ich meiner Lebtage nicht vergessen!

„Unser berühmter Kollege hatte sich's nicht nehmen lassen, für die ganze Trauergesellschaft, soweit sie in künstlerischem Verhältnis zu dem Verstorbenen gestanden hatte, schöne schwarze Kutschen vorfahren zu lassen. Im ersten Wagen saß der Pastor, im zweiten saßen unser berühmter Kollege, ich und meine drei kleinen Brüder; der kleinste brüllte anfangs aus vollem Halse, weil er gern auf dem Bock beim Kutscher sitzen wollte. Aber das ging ja nicht von wegen der Honorigkeit — nicht wahr? — Schließlich hat er sich dann auch beruhigt, als ihn unser berühmter Kollege auf den Schoß genommen hatte.

„Wie es nun so geht, daß man ins Gespräch

kommt, so fragt mich der große Mime, als wir schön langsam zwischen den Feldern zum neuen Friedhof hinausfuhren, ob ich denn nicht Lust hätte, dem grünen Wagen Valet zu sagen und an einer richtigen Bühne ein richtiger Schauspieler zu werden ...

„Nu sehen Sie meine Herrschaften, Sie werden gewiß begreifen, daß ich mich in dem Augenblick mit diesem Manne, der sich so hoch anständig gegen uns benommen hatte, nicht in eine Streiterei über das, was eine richtige Bühne und ein richtiger Schauspieler ist, einzulassen. Er meinte es gut, und mein Vater hat mich immer zur Höflichkeit angehalten, und ich dachte darum in meinem Innern: Theobald, dachte ich, laß es gut sein, der Mann versteht es nicht besser ... und ich sagte denn auch ganz verbindlich: O ja, warum denn nicht, — wenn sich die Gelegenheit so ergibt —?

„Also die Gelegenheit, fuhr mein Kollege fort, die wäre vielleicht da; er interessiere sich lebhaft für mich, und er möchte gerne wissen, ob wohl wirklich so viel Talent in mir stecke, als er vermuten möchte.

„Darauf sage ich: das könne er ja ausprobieren.

„Darauf sagt er, das wolle er auch tun, und ob ich in meinem Leben schon den Schüler im „Faust" gespielt hätte.

„Ach, du liebes bißchen, sage ich, das ist ja meine beste Rolle, Herr Kollege.

„Daraufhin guckt er mich an, zieht die Augenbrauen hoch und verschrumpelt den Mund, schlägt sich den Mantelkragen bis zum Kinn hinauf, daß er fast nicht mehr zum kennen war, winkt mir gravitätisch zu und gibt mir den Anschlag:

Ich bin allhier erst kurze Zeit
Und komme voll Ergebenheit...

Ich lasse mir das nicht zweimal sagen, — ha! — meinen Faust hatte ich im Kopfe, und den Schüler — Dunnerlittchen! — da fehlte auch nicht ein Komma dran! Und der Mephisto, das dürfen Sie mir glauben, — das war ein guter Schauspieler, ein ausgezeichneter Partner, alles was recht ist! Der ging auf jede Nuance ein, — das hatte nur so 'ne Art!

Vor uns wackelte der Leichenwagen, und die Kutsche des Pastors rumpelte, und wir waren auf dem Weg zum Friedhof. Aber, du mein Gott, wer denkt an so etwas, wenn es sich um eine Spezialvorstellung vom „Faust" handelt! Mir schlug das Herz bis zum Halse, und ich sah nichts und hörte nichts vor Aufregung, — da können Sie Gift drauf nehmen! Ich sah nur wie in einem dicken Nebel das Satansgesicht meines Gegenübers, wie er, sich die Hände reibend, murmelte:

Ich bin des trocknen Tons nun satt,
Muß wieder recht den Teufel spielen!

„Ich blieb ihm nichts schuldig, gewiß und wahrhaftig nicht. Ich schwitzte wie nicht gescheit vor Aufregung, aber das war ja ganz egal, die Hauptsache war, ich konnte meine Rolle! Ich konnte sie wie aufs Butterbrot geschmiert, bis zur letzten Silbe, bis zum: „Eritis sicut Deus, scientis bonum et malum!“

„Und als ich fertig war, da klopfte mir mein Kollege vertraulich aufs Knie und sagte: „Brav, junger Mann! Sehr brav! Wir werden's nicht vergessen. Beherrschen Sie den Bellmaus in den ‚Journalisten‘ ebenso gut?“

„Und als ich mit gutem Gewissen bejaht hatte, fuhr er fort: „Sehr schön, ich mache morgen abend einen Abstecher in die Nachbarschaft, soll da den Bolz spielen und werde dafür Sorge tragen, daß Ihnen ein Probegastspiel als Bellmaus ermöglicht wird. Sind Sie damit einverstanden?“

„Du lieber Gott, ob ich einverstanden war! Ich wäre meinem Mephisto am liebsten um den Hals gefallen! Und wenn's in der Droschke nur nicht so eng gewesen wäre, dann hätt' ich bei Gott im Himmel einen Kniefall vor dem Manne gemacht! Ein Gastspiel! Als Bellmaus! Meiner besten Rolle! An einem richtigen Theater mit richtigen Schauspielern! Wenn es jemals einen glücklichen Menschen auf der Welt gegeben hat, dann war

ich's in jener Stunde . . . Und, Gott verzeih' mir die Sünde, als wir meinen Vater zur Leichenhalle hinaufstrugen, da hätte ich am liebsten hinter seinem Sarge getanzt wie weiland König David hinter der Bundeslade.

„Aber kaum war ich wieder zu Hause, und kaum hatte sich mein berühmter Kollege von mir verabschiedet und mir noch auf die Seele gebunden, mich ja in jedem Augenblick für das Gastspiel bereit zu halten, da fällt mir doch wie ein Zentner der Gedanke auf die Seele: ei, du grüne Neune, du hast ja keinen Anzug für den Bellmaus!

„Von dem Schrecken machen Sie sich keine Vorstellung!

„Ich besaß einen anständigen Mantel, in dem ich bei unserem Kunstinstitut fast alle modernen Rollen zu spielen pflegte. Warum denn nicht? In unserem unruhigen Zeitalter haben die Leute sowieso die Angewohnheit, egal irgendwohin zu gehen oder irgendwoher zu kommen. Da ist so'n Mantel direkt symbolisch angebracht. Aber konnte ich wissen, ob man an dem Theater, wo ich gastieren sollte, schon bis zu so'ner tieferen Lebensauffassung vorgedrungen war? Man hält's ja nicht für möglich, wie umständlich und kleinlich mitunter die Menschen sind! Wenn ich nun in meinem Mantel dahin kam, und der Direktor sagt dann, das ginge

nicht, — was dann? Dann war ich der Gelackmeierte — und hatte außerdem noch meinen berühmten Kollegen kompromittiert! Also da mußte ein Ausweg gefunden werden, aber wie! Bei unserer Truppe besaß kein Mensch mehr an Anzügen, als was er auf dem Leibe trug und in dem einzigen einwandfreien Kleidungsstück, das wir überhaupt besaßen, in der schönen gestreiften Hose, die noch von meinem seligen Großvater stammte, hatten wir meinen guten Vater gerade in den Sarg gelegt...

„Was sich bei dem Gedanken daran in meinem Busen regte, — sehen Sie, meine Herrschaften, das vermag ich Ihnen nicht zu erklären! Jung war ich, allein war ich in der Welt, ich kannte das Leben als ein Ding mit hundsgemeinen Launen. Es schmiß mir wie ein Rettungsseil diese einzige Gelegenheit zu, um aus dem Elend aufzutauchen: das Gastspiel unter der Vormundschaft meines berühmten Kollegen. Aber wenn ich die rettende Küste erreichte, so geschah es gewissermaßen in dem Naturzustand, dessen sich Adam im Paradiese befleißigte, und damit war mir nicht geholfen.

„War es nun ein Wunder, wenn sich meine Gedanken hartnäckig auf die Gestreiften richteten, in denen mein guter Vater im Sarge lag —?

„Nu sagen Sie mal selber: was fing der alte Mann im Sarge damit an? Was glauben Sie

wohl, was er gesagt haben würde, wenn er hätte reden können, und ich wäre zu ihm gekommen, um ihm den Fall logisch auseinanderzuposamentieren —? Meinen Sie nicht auch, daß er gesagt haben würde: „Nu selbstverständlich, mein Junge, — nimm sie hin —?!“ Gibt es überhaupt etwas Natürlicheres nicht nur zwischen Vater und Sohn, wenn sie sich gut vertragen, sondern auch zwischen Schauspieler und Theaterdirektor?!

„Aber ich habe es ja immer gesagt, daß das Leben nur deshalb so schwierig ist, weil die Menschen die einfachsten Dinge so blödsinnig verwickeln.

„Also, um die Sache kurz zu machen: am nächsten Tage bekam ich ein Telegramm von meinem berühmten Kollegen, des Inhalts, daß mein Gastspiel auf den kommenden Sonntag festgesetzt sei, und ich möchte mich, sowie ich meinen guten Vater unter der Erde hätte, auf die Lappen machen und hinkommen. Du lieber Gott, ich wußte nicht mehr, wo mir der Kopf stand! Ich taumelte zwischen Skylla und Charybdis hilflos umher. Was sollte ich tun! Ich weiß heute noch nicht, wie ich den Geist benennen soll, der mich schließlich in tiefster Nacht auf den Friedhof und zur Leichenhalle hinaustrieb. Aber ich nahm das Telegramm von meinem berühmten Kollegen und machte mich auf den Weg zu meinem Vater.

„Das Friedhofstor war geschlossen; ich kletterte über den Zaun. Obwohl es auf Mitternacht ging, brannte im Haus des Totengräbers noch Licht. Die Leichenhalle war unverschlossen. Eine Ampel über dem Altar im Hintergrund des Ganges erhellte sie nur dürftig. Ich öffnete die Tür und trat behutsam ein.

„Die Leichenhalle war augenblicklich ein halb leeres Haus. Rechts im ersten Kämmerchen lag ein Kindchen, das wie ein Wachsengel aussah. Ihm gegenüber befand sich eine alte Frau . . . Na! — De mortius nil nisi bene! Aber ich hätte sie nicht zur Schwiegermutter haben mögen. Sie sah noch im Tode wie ein leibhaftiger Drache aus.

„Als ich vor dem Fensterchen stand, durch das ich meinen guten Vater sehen konnte, — ja, was soll ich Ihnen sagen? — Ich hatte noch keine Zeit gehabt, mich mit seinem Tode richtig vertraut zu machen. Jetzt heulte ich los wie ein junger Hund. Er sah so nobel aus; richtig vornehm. So als hätte er für einen Grafen in den Sechzigern Maske gemacht.

„Ich machte das Türchen auf und ging zu ihm hinein. Es war hell genug, daß wir uns gut erkennen konnten. Ich setzte mich auf den Sargrand und las ihm das Telegramm von unserem berühmten Kollegen vor. Wer weiß, vielleicht hörte

er's doch und freute sich drüber. Er war immer so ehrgeizig für mich gewesen und schwor auf mein Talent, — ja . . .

„Ich habe ihm die ganze Sache auseinandergesetzt. Ich habe zu ihm gesagt: Sucke mal, Papa, was willst du im Sarg mit der guten Bonvivant-Hose? Dir nützt sie nichts mehr und ich brauche sie wie's liebe Brot! . . . Und ob sie mir nun glauben oder nicht, ich lasse mir den Kopf abhacken, wenn's nicht wahr ist: er hat übers ganze Gesicht gelacht und mir ein bißchen zugenickt — garnicht viel, aber doch ein bißchen, und ich kannte meinen Vater. Der war ein feinkomischer Schauspieler und übertrieb niemals. Genickt hat er . . .

„Na, und da machte ich mich behutsam drüber, ihm die Schöngestreiften wegzunehmen . . .

„Aber ach du lieber Gott! Ich hatte vergessen, daß ja die Toten in der Friedhofshalle eine Klingel in der Hand haben, für den Fall, daß sie wieder aufwachen, damit sie gleich ordentlich Krach schlagen können und wieder 'rausgelassen werden an die frische Luft. Und wie ich meinen guten Vater ein bißchen anheben will, muß ich wohl die Klingel in Bewegung gesetzt haben; denn auf einmal geht ein Gebimmel los, das allein schon genügt haben würde, um alle Scheintoten in der ganzen Gegend aufzuwecken, und ehe ich vor Schreck nur weiß, was

überhaupt los ist, kommt der Friedhofsinspektor angestürzt und der Totengräber hinterher und die Weiber und die Gehilfen und Gott und die ganze Welt — und ich stehe da und sperre das Maul auf und glotze die Leute an, und da hab' ich auch schon — schwapp! — eine Tachtel am Kopp, daß ich denke, Ostern und Pfingsten fallen auf einen Tag, und der Inspektor brüllt mich an: Verfluchter Lausejunge, du willst hier auch noch die Toten bemausen —?! Und dann fallen sie über mich her...

„Ich habe mich ihnen nicht verständlich machen können. Ich hätte geradesogut versuchen können, mit einer Herde Büffel zu verhandeln. Ich wurde weggeschleppt und in Gewahrsam gebracht, und am nächsten Morgen begruben sie meinen guten Vater, und ich konnte nicht dabei sein; ja, das war eigentlich das Traurigste bei der ganzen Geschichte...

„Dann wurde ich verhört, und endlich konnte ich zu Worte kommen ... Aber es nützte mir nichts mehr, daß der Mann, der mich mit ganz gescheiten und freundlichen Augen ansah, zu mir sagte: er verstünde mich recht gut und ich sei ein armer Deibel. Erstens hatten sie die schönen Bonvivant-Hosen nun doch mit begraben. Zweitens hatte ich nichts anzuziehen für mein Gastspiel — und drittens... ja drittens ging das ganze Gastspiel in dem homerischen Gelächter unter, das sich alsbald

erhob. Die Geschichte ging durch alle Zeitungen, und ein gerissener Bursche schrieb darin, ich sei mit einem Schlage eine Berühmtheit geworden. Ja Quarkspitzen! Unmöglich war ich geworden und weiter nichts, und am liebsten hätte ich mich für den Rest meines Lebens in ein Mauseloch verkrochen... Aber die kleinen Brüder wollten zu essen haben... nu, man würgt sich so durch... Und die Kunst haben wir hochgehalten trotz allem, was unser berühmter Kollege über den grünen Wagen sagen mochte...

„Jetzt hat mich der Mangel an Betriebskapital zugrunde gerichtet... ja... Aber wenn die Schneeschmelze einsetzt, dann fängt mich die Landstraße wieder auf. Die alten Straßen, die wir früher entlang gefahren sind... Schön war es doch... hm..."

Er räusperte sich leicht und griff nach seinem Glase.

„Das Glas ist leer, Herr Pfandheinrich," sagte Meinhard und schenkte ihm ein.

Sie schwiegen.

„Na, mein Junge?" meinte Theobald Pfandheinrich zuletzt und wandte sich an Lukas Gothner, „mir scheint, jetzt ist die Reihe an dir..."

„Ich kann nicht von mir erzählen," antwortete der junge Mensch mit einer tonlosen Stimme. Er lehnte sich zurück, als müsse er sich in eine Ver-

teidigungsstellung verschanzen, und er wurde unter den Augen aller, die auf ihn gerichtet waren, langsam bleich.

„Das verlangt ja auch kein Mensch," entgegnete Theobald Pfandheinrich väterlich. „Nicht jedem Munde ist die angenehme Gabe des Erzählens verliehen, und nicht jeder kann von sich behaupten, daß er erlebt habe, was des Erzählens wert sei. Aber, mein guter Lukas, die Höflichkeit erfordert, daß man eine so ehrenvolle Aufgabe, wie diese es ist, — ja — den hier vertretenen Kreis ein wenig zu unterhalten, — nicht so ohne weiteres von der Hand weist . . . Und Leute, die Dichter werden wollen, die haben schon gar nicht das Recht, ihren Schnabel zu verschließen, — sie müssen ihn im Gegenteil dann und wann öffnen und eine Weise probieren, wie sie klingt und ob sie den Ohren der anderen angenehm ist . . ."

„Aber niemand will Sie drängen," sagte die junge Agnete mit ihren sanften, gleichsam behütenden Stimme, und sie fügte, als er sie mit einem verlorenen Blicke ansah, lächelnd hinzu: „Wir hören nur gern auf neue Vogelweisen . . ."

Die Röte stieg ihm ins Gesicht, und er senkte die Augen. Ein Ausdruck des Glücks, dem der des Unwillens folgte, ging über seine Züge. Aber im selben Atemzug schien er seine widerstrebenden

Gedanken auch schon zu bereuen und er sagte, die rein gemeißelte Stirn ein wenig hebend und die junge Agnete ernsthaft anschauend: „Ich will erzählen, was ich weiß . . .“

Dennoch begann er nicht sofort zu sprechen. Er blickte nun vor sich hin und es war, als stimme er das Instrument in seinem Herzen, bevor er ihm zu klingen erlaubte. Und als er schließlich zu erzählen anhob, geschah es so leise, daß die anderen sich zu ihm beugen mußten, um ihn zu verstehen.

Und also erzählte Lukas Gothner:

„Ein Haus liegt in einem Garten. Der Garten ist so tief wie ein See; wer in ihn hineingeht, über dem schlagen die Wogen der Bäume und die Wellen der Büsche grün und rauschend zusammen. Und der Garten ist auch sehr schön. Niemals wurde seine natürliche Vollkommenheit durch die Messer und Scheren der Menschen verletzt. Nur die schädlichen Wildlinge wurden von den Bäumen und den Rosen mit wachsamer Sorgfalt entfernt, und so lange die Herrin lebte, war es ihre Gewohnheit, vor Tau und Tag aufzustehen, um in dem schmalen Fluß, der den Garten als ein geheimnisvoller Wanderer lautlos durchzog, zu baden. Darauf, wenn die Sonne aufgegangen war, breitete sie ihr schönes Haar, das sich ein wenig krauste, über ihren weißen Mantel und ging langsam zwischen den

Beeten her und hin, die wilden Schößlinge verschneidend und die welken Blätter sammelnd in einen leichten Korb, der aus Bast geflochten war.

„Die Frau, die Herrin war jung und hatte einen jungen Sohn und einen Mann, der neben ihr alt erschien. Er liebte sie mit einem zwanzigjährigen Herzen; aber er hatte die Hälfte seines Lebens an den verruchten Küsten des Ostens verbracht, um das Drachengezücht der Seuchen in seinen geheimnisvollen Schlupfwinkeln aufzusuchen und unschädlich zu machen. Und bevor es ihm gelang, sie zu zertreten, mußte er viel leiden von ihrem stinkenden Atem, der Gift verdampfte, und als er den Osten verließ, glich er einem sterbenden Sieger.

„Als er genesen war, sehnte er sich nach Glück. Die Einsamkeit seines Gartens, in dem er wohnte wie auf dem Grunde eines Sees, drückte ihm die Seele wund. Er suchte die Erfüllung alles Unerlebten, und er führte die milde Herrin in sein Haus. Der Mann und die Frau liebten sich mit aller Kraft ihrer Herzen; aber ihre Liebe war von sehr verschiedener Art. Die der Frau war gleichsam schwebend, durchsichtig und von süßen Wohlgerüchen erfüllt, wie die Morgenstunden im Juni, wenn der Wind über blühende Wiesen streicht. Doch die des Mannes war so schwer wie die Welt, und sie glich der Liebe, mit der sich Menschen auf

untergehenden Schiffen lieben: in Blick, Kuß und Umfangen zusammengeschmiedet alle Sehnsucht des Lebens und jeder Taumel des Todes. Und wenn die Herrin sich im Garten erging, zwischen den Bäumen hinwandelnd, einer Dryade gleich, mit ihnen flüsternd, den geheimnisvollen grünen Widerschein all der Millionen Blätter auf ihrem durchseelten Gesicht, — dann suchte der Mann sie, und er ruhte nicht, bis er sie fand; und in seinem Rufen nach ihr war stets eine Angst und in ihrer Antwort alles Trösten eines unerschütterten Herzens.

„Als sie dem Manne seinen Sohn schenkte, geschah ein Unglück. Aus Eifersucht hielt er den Arzt von ihr fern. Er duldete keine Hand an ihrem Leibe. Die Frau, die aus dem Dorfe ihr zu Hilfe kommen sollte, kam fast zu spät. Doch es war, als riefe die Qual in den Augen des Mannes die Herrin wieder um, als sie ihr Kind der Welt gegeben hatte und ganz erschöpft zur Ruhe gehen wollte. Sie blieb. Aber mehr als jemals glich sie nun den zarten Geschöpfen, die aus Wellen oder Bäumen hervortreten, um sich lieblich unter Menschen zu ergehen und, wenn ihre Stunde schlägt, lautlos zurückzuschlüpfen in ihr eigentliches Element.

„Die Herrin und ihr Sohn liebten sich über alle Maßen. Der Knabe war ein schönes Kind, und er glich Vater und Mutter zugleich. Wenn die

Herrin ihn auf ihren Armen dem Manne entgegenhob, dann pflegte der Mann in einer Umarmung sie beide inbrünstig zu umschließen, und der Knabe fühlte alle seine Schauer mit.

„Er wuchs auf, und seine Tage glichen sich wie Perlen auf einer Schnur. Es war das Glück des Paradieses, unversehrt . . .

„Als der Knabe zwölf Jahre alt war, starb die Herrin . . .

„Er war am Morgen fortgegangen, um eine Waldorchidee zu holen, von der er wußte, daß sie in den ersten Stunden des neuen Tages aufblühen mußte. Als er heimkam, war die Herrin tot.

„Niemand begriff, was geschehen war. Der Vater, der über der Leiche lag, hob den Kopf, als der Knabe zu ihm trat, und stierte ihn an. Da schrie der Knabe vor Entsetzen. Er rief nach seiner Mutter, weil er sich fürchtete. Und der Mann, — als glaube er ein Mittel gefunden zu haben, die Tote zurückzubeschwören ins Leben, — mischte sein Rufen in das des Knaben, und es war, als riefen sie eine Gottheit an.

„Aber die Tote hörte sie nicht. Ein geheimnisvoller Befehl war an sie ergangen. Um ihren Mund lag ein Lächeln, das alle Erkenntnis der Welt umschloß.

„Die Jahre, die dem Tode der Herrin folgten,

waren für den Mann und für den Knaben ausgefüllt mit dem Kultus der Einsamkeit und der Erinnerung. Die tote Frau saß in einem kristallenen Schrein, auf einem Throne aus Gold, der mit allen edlen Steinen der Welt geschmückt war. Der Mann und der Knabe beteten sie an. Ihr Dasein war in nichts unterschieden von dem der Mönche in den Klöstern früherer Jahrhunderte. Es floß im Frieden eines Kirchhofes dahin, rhythmisch geteilt zwischen Wissenschaft und Anbetung, — ein Leben ungefühlter Askese, ohne Glück, außer dem der Erinnerung und ohne Leid, außer dem der Erinnerung. Pforten waren zugefallen.

„Aber eines Tages stieß der Mann sie auf, ließ den Knaben allein und ging in die Welt. Er blieb lange fort. Der Knabe wurde ein Jüngling. Als der Vater wiederkam, brachte er ein Weib mit, — eine Dame mit zierlichen Füßen und schmalen langen Nägeln an den Händen, — in ihren blanken Nägeln spiegelte sich alles, was um sie her vorging. Diese blanken Nägel warfen Blitze wie Diamanten. Sie konnten aufleuchten wie Augen.

„Als die Dame und der Jüngling zum erstenmal voreinander standen, sahen sie sich an und gelobten einander auf eine stumme Weise, sich ewig und aus tiefster Seele zu hassen. Und sie besiegelten diesen stummen Schwur mit ihrem ersten Hände-

druck, bei dem die rauhe Kraft des mönchischen Jünglings ihre Gelenke knirschen machte und die Spitzen ihrer Nägel sich in seine Haut eingruben.

„Der Mann, der wie ein sinnlos Schuldiger und auf eine verderbliche Weise von ihrem guten Willen Abhängiger hinter den beiden stand, suchte die Augen des Sohnes mit einem gequälten Lächeln. Und der Sohn sah ihn an, und der Vater wandte sich ab, und von dieser Stunde an liebten sie sich nicht mehr.

„Die Dame hatte, als sie das Haus betrat, die Pforten hinter sich offen gelassen, und niemand schloß sie wieder zu. Jetzt glich der Garten nicht mehr einem grünen See, in dem ein Mensch ganz untertauchen konnte. Die Dame ließ ihn roden, bis er so durchsichtig geworden war wie ein gemeines Glas, an dem jeder Mann seine Lippen wetzen konnte; sie ließ kleine Lauben darin bauen, zu denen neue, allzu bequeme Wege führten, und es war, als hätte sie eine Sucht danach, die gewaltigen und ernsten Bäume zu entmannen, — so zerstörte sie ihre Überlegenheit und ihre den Himmel tragende Kraft.

„Der Mann sah ihrem Treiben zu und ließ sie gewähren; denn er hatte fast graues Haar und mußte betteln vor ihrer Jugend, die er sich mit Geschmeiden erkauft hatte. Und die Dame wußte,

daß er ein Hungernder war, und zuweilen, wenn sie ihn ansah, erschien ihre schmale Zungenspitze zwischen ihren leicht klaffenden Zähnen, und sie lächelte ein Lächeln, das wie eine achte Todsünde war. Aber der Mann bückte sich vor ihr, um sie nicht anschauen zu müssen.

„Und der Jüngling sah ihrem Treiben zu, und seine Seele wurde wie ein Distelfeld vor Verachtung und wie eine Steinwüste vor Haß und wie ein Sumpf vor fieberndem Ekel. Und eines Nachts geschah es, daß er träumte, er hätte die Frau erschlagen. Und als er aufgewacht war, ging er wie ein Kranker zu dem Fluß hinunter und tauchte bis auf seinen Grund und schwamm in dem eisigen Wasser, bis er die Glieder kaum mehr zu regen vermochte. Und als er dem Ufer zuschwamm, sah er die Dame an den Stamm einer Birke gelehnt stehen, blaß in der Morgendämmerung, und sie sah ihm zu.

„Er sagte: Geh fort, wenn ich nicht sterben soll wie ein Hund . . .

„Da ging sie, langsam, mit sachten, wiegenden Schritten.

„Und der Jüngling sah ihr nach, und seine verwüstete Seele fragte ihn: Warum fürchtest du dich zu sterben —? Tot sein ist gut und einfach . . .

„Der Fluß lockte ihn sehr . . .

„Aber es ist schwer, zu ertrinken, für einen, der schwimmen kann. Und die Kälte des Wassers und der Luft, die einen andern vielleicht getötet hätte, vermochte nichts über seinen Körper, den die Askese makellos bewahrt hatte.

„Fortan mied er den Fluß im Garten.

„Er trat vor seinen Vater hin und bat ihn, er möchte ihn fortgehen lassen.

„Wohin willst du gehen?" fragte sein Vater.

„Irgendwohin, antwortete der Jüngling. Die Welt ist tröstlich groß . . .

„Ich maße mir kein Recht an, dich festzuhalten," sagte der Vater. Er stand am Fenster, während er mit dem Sohne sprach. Aber der Jüngling begriff sehr wohl, daß der Mann nicht den Garten und nicht den Himmel sah, sondern nur eine türenlose schwarze Mauer, die ohne Ende war.

„Da blieb er, ein Gefangener seiner selbst.

„Aber eine Nacht kam, die ihn frei machte.

„Er schlief nicht. Er lag in der Dunkelheit seines Zimmers und hörte den schwermütigen Wind an seinem offenen Fenster vorübergehen. Er sehnte sich in den dunklen, freien Wind hinaus, denn in seinen Ohren war noch das schrillende Gelächter der Dame, und ihr hohnlastendes „Du —? . . . Du —?!" als der Mann zu ihr sagte, er sei entschlossen, ihr zu verweigern, um was sie bat.

„Scham verdunkelte ihm die Augen, und er hätte nicht zu sagen vermocht, wessen er sich schämte. Er lag mit zusammengerissenen Brauen und sich pressenden Zähnen da und litt.

„In die vom Wehen des Windes gleichsam nur gesteigerte Stille klang da ein Laut, der nicht sehr scharf, aber unverkennbar war: das Knacken eines Lichtschalters.

„Es blieb darauf wieder eine Zeitlang ruhig. Aber das aufgescheuchte Gehör des Jünglings ließ nicht ab zu lauschen. Er richtete sich empor, daß er zum Sitzen kam und wachte mit lauernden Sinnen.

„Das Haus, über dem die Nacht lagerte, gewann ein sonderbares, kaum wahrzunehmendes Lebendigsein. Etwas glitt über Treppenstufen. Etwas streifte an einer Mauer hin. Etwas rückte an Stühlen und Geräten. Obwohl es vollkommen dunkel war, schienen die Wände des Hauses sich aufzulösen in einem ursprunglosen phosphoreszierenden Schimmer, und alle Gegenstände schienen enger zusammengerückt und mit Geheimnissen belastet zu sein.

„Der Jüngling stand auf, schlüpfte in seine Schuhe und öffnete die Tür seines Zimmers. Schwärze glotzte ihn an. Die hohen Fenster des Treppenhauses standen wie Blinde in grauen Ge-

wändern, die sich gegen eine Mauer lehnen. Die Schnitzerei des Treppengeländers schnitt sich hart in das größte hinein.

„Der Jüngling ging auf die Treppe zu und tastete sich die Stufen hinunter. Die Treppe verriet ihn nicht, ganz stumm war das Holz. Er erreichte die Halle und die Tür vom Zimmer seines Vaters. Behutsam tat er sie auf.

„Und als er das Bild vor sich in sein Hirn aufgenommen hatte, wußte er, daß er dies und nichts anderes zu finden vorbereitet war.

„Am Schreibtisch seines Vaters stand die Dame und hatte alle Fächer herausgezogen und wühlte in ihrem Inhalt wie in einem Korb voll Früchten. Das Licht der starken Lampe fiel auf ihr vorgerecktes Gesicht und machte seine offenen Lippen und seine feuchten Zähne glänzen. Sie zitterte vor Gier und Ungeduld.

„Der Jüngling fragte: „Was tust du hier?"

„Sie stieß einen Schrei aus, der fast nur ein Pfeifen war. Sie fuhr herum, stützte sich, rückwärts geworfen, mit beiden Händen auf die Schreibtischplatte, als wollte sie mit ihrem Körper die klaffenden Fächer decken und starrte den Eingetretenen an.

„Als sie ihn erkannt hatte, ging ein Lächeln über ihr Gesicht, — dieses verruchte Lächeln, das einer

Todsünde gleichsam, und sie atmete ein paarmal, schnell und tief, wie ein Mensch es tut, der erkennt, daß er sich nutzlos erschreckt hat. Sie trat von dem Schreibtisch fort, dem Jüngling entgegen; die losen Falten ihres Kleides fegten Geldscheine zu Boden. Sie legte ihre Hände auf die Schultern des Jünglings und sagte mit einer Stimme, als offenbare sie das letzte Geheimnis der Menschheit: „Du wirst mich nicht verraten, hörst du? — nein, du wirst mich nicht verraten, du junges Herz!"

„Und sie bückte sich zu seinem Munde.

„Sie lehnte sich gegen ihn, und ihre Leichtheit war eine unerträgliche Last. Um dieser Last nicht zu erliegen, um von ihr nicht zu Boden gedrückt zu werden, hob der Jüngling die Arme und fing sie auf, stemmte sich ihr, sie umschlingend, entgegen. Er sah unter seinen Augen, ihm ganz zugewendet, ein unaussprechlich furchtbares und herrliches, von Gott und dem Satan umstrittenes Gesicht. In einer Raserei des Gehirns entsann er sich gleichzeitig an tausend Verse, die das Weib anbeten. Er hörte brausende Chöre, Lobgesänge, Hymnen aus dem Munde der Seligen und der Verdammten. Er fühlte unter dem dünnen Gewand die Nacktheit des Weibes. Und er fühlte, daß sein Leben bis auf diesen Tag nichts anderes war, als ein dumpfes Hingezogenwerden zu dem einzigen Augenblick, da

er seinen Kopf auf die Füße des triumphierenden Weibes legen durfte . . .

„Nichts half ihm, — kein Wissen, keine Erinnerung. Er sah das Gold auf dem Teppich liegen und wußte: die Diebin sucht den Mitschuldigen . . . die Dirne will Schweigen erkaufen . . . All dies kümmerte ihn nicht. Dennoch schrie er auf, — schrie so laut er konnte, aus voller gellender Kehle, wie ein Tier in Todesnot. Und er haßte sich selbst, als er schrie, und seine Gier, die sich um ihre Sättigung betrogen sah, schlug ihm stöhnend vor Verzweiflung die Zähne ins Herz.

„Aber das Weib ließ ihn los, als er schrie, und er wurde frei und konnte wieder atmen, und er sah ihre Augen, die vor Haß mit der Grellheit des Wahnsinns gegen ihn flammten, und er dachte, sich gegen die Wand lehnend, in einem Hinströmen seines Bewußtseins: Gut . . .! — ah! — gut! — das ist gut . . .!

„Und er fühlte, daß er lächelte.

„Sein Vater trat in das Zimmer. Das Weib flüchtete zu ihm hin. Es drückte sich an seinen Arm und brach in Tränen aus.

„Der Mann und der Jüngling sahen sich an.

„Der Mann versuchte zu reden. Es gelang ihm nicht gleich. Sein Atem röchelte. Seine Augen stolperten gleichsam über die offenen Fächer des

Schreibtisches und über das am Boden verstreute Gold. Darauf schienen sie sich in ihre Höhlen verkriechen zu wollen.

„Warum schreist du so?“ fragte er, aber der Jüngling gab ihm keine Antwort. Er stand stumm und lächelnd da, und es war ihm unaussprechlich wohl zumute. Es war, als tränke er mit jedem Atemzug die kühle, funkelnde Luft eines frühen Morgens. Wenn er die Augen schloß, sah er weite grüne Flächen voller Wiesenschaumkraut, weiße Wolken an einem durchsichtigen Himmel und Bäume, mit Blütenschnee bedeckt.

„Er hörte aus dem Munde seines Vaters ein Wort, das hieß: Dieb —! Er nahm es hin und lächelte. Er hörte das Weib sagen: „Schicke ihn fort —!“

„Er sagte mit einer Art von freudiger Sanftheit: „Ich gehe von selbst!“

„Und als er seinem Vater ins Gesicht sah, erkannte er, der ein Jüngling war, daß der Mann alle Wahrheit wußte. Und er erkannte, daß von nun an zwischen ihm und dem Manne, neben dem das Weib stand, niemals mehr eine Gemeinschaft möglich war.

„Denn — und dies war seine letzte Erkenntnis — der Mann, der sein Vater war, haßte ihn, weil er die Wahrheit wußte und weil er, der Jüngling,

das Weib des Mannes mit nacktem Leibe und nackter Seele gesehen hatte, und weil er auch den Mann sehend gemacht hatte, wo er blind zu bleiben begehrt.

„Und der Mann nahm das Geld vom Teppich auf, und es war eine große Summe; die gab er dem Jüngling mit einer Gebärde des Schauderns. Und sie trennten sich und reichten sich nicht mehr die Hand.

„Der Jüngling ging aus dem Hause seines Vaters fort; der Morgen dämmerte über den Bäumen des Gartens, und das Wasser des Flusses färbte sich rot. Und der Jüngling folgte dem Fluß, bis er an eine Brücke kam und ging über die Brücke fort und weiter auf der Straße jenseits der Brücke, — hinein in die morgendliche Welt, die vor ihm lag . . ."

Lukas Gothner schwieg, und als er dies tat, schien er aus einem Traum zu erwachen. Er sah sich mit fremden Augen im Kreise der anderen um, und sein Gesicht schien unter einem Gefühl des Frierens noch schmaler zu werden als es schon war. Er hob das Glas zum Munde, aber er trank nicht daraus, sondern setzte es unberührt wieder fort. Und er wandte, die Hände ineinanderschlingend, den Kopf zur Seite, als litte er und wollte dies verbergen. Er drückte die Zähne in die Lippen.

Die junge Agnete beugte sich zu ihm hin.

„Und was," fragte sie, „hat dieser Jüngling mit dem Gelde getan? Das ist wichtig zu wissen . . ."

Lukas Gothner sah sie grübelnd an.

„Ich weiß es nicht," antwortete er. „Aber ich möchte wissen, wozu Sie ihm geraten hätten . . ."

Bei diesen Worten lehnte sie sich zurück, und ihre Hand schien unter der ihres Mannes Schutz zu suchen. Er lächelte ihr zu.

„Sprich nur," sagte er, „du junge Agnete!"

„Ich meine," sagte die Tochter der Frau Baldram mit einem Ausdruck der Tapferkeit, „er sollte das Geld nicht für sich verwenden, aber er sollte es auch nicht verschwenden oder verschenken. Er sollte es aufbewahren, bis er einen Menschen trifft, dem er dieses Geld gewissermaßen als ein Faustpfand des freundlichen Schicksals geben könnte. Und er sollte es ihm so lange leihen, bis der Fremde seiner nicht mehr bedürfte, und dann sollte er es gereinigt und gesegnet zurücknehmen und nun gewiß sein, lauteres Gold in Händen zu haben . . ."

„Vielleicht," murmelte Lukas Gothner. Er blickte in das Feuer; aber seine Augen blieben unerhellt.

In dem Schweigen, das nun entstand, richteten sich die Augen der anderen wie unwillkürlich auf den namenlosen Mann, der in die Ecke des Kamins vergraben saß und am Gespräch des kleinen Kreises noch mit keinem Worte teilgenommen hatte.

Es war, als fühlte er die stumme Aufforderung, die in diesen Blicken lag; aber er wandte die Augen zur Seite, und seine Lippen schlossen sich so gewaltsam, daß es ihnen wohl anzumerken war: keine Macht der Erde würde sie jemals dazu bringen, sich zum Reden über das zu öffnen, was hinter der Stirn des Mannes vor sich ging. Der Ausdruck des Feindseligen und zugleich der Einsamkeit, der über seinem ganzen Wesen ausgebreitet lag, vertiefte sich noch mehr, und er glich nun in Wahrheit einem jener starken, wilden Tiere, die von den Ihren nicht in der Herde geduldet werden, weil sie bösartig sind. Und wenn sie dann in den Steppen umherwandern, als Einsiedler leben und einsam zur Tränke gehen, dann macht ihr Ausgeschlossensein von der Gemeinschaft der andern sie nur noch wilder und böser, und was in der Steppe lebt an Mensch und Tier fürchtet sich vor ihnen.

Da nun alle schwiegen und eine Art von Schwermut über die kleine Menschengemeinschaft zu fallen drohte, beugte sich Meinhard in seinem Sessel vor, daß der Schein des Feuers auf sein bräunliches Gesicht fiel, und sagte mit ein wenig zurückhaltender Stimme und einem behutsamen Lächeln, ohne jemand anzusehen: „Nun möchte ich gern auch eine Geschichte erzählen . . .“

Die junge Agnete schlug die Hände zusammen,

und die Freude sprang ihr aus den Augen. Theobald Pfandheinrich schmunzelte. Er trank mit Behagen und setzte sich zurecht. Die mütterliche Frau Baldram nickte ihrem Sohne zu; aber es war ein Hauch von Staunen auf ihrem gütigen Gesicht. Lukas Gothner atmete auf, als würde er von einer Last befreit. Und der namenlose Mann in der Kaminecke schien ohne Teilnahme und ohne Freude in sich selbst zu verharren.

„Die Geschichte, die ich erzählen möchte," fing Meinhard an — und er fügte die Worte so vorsichtig aneinander, als käme auf ihre richtige Wahl und Ordnung sehr viel an, — „habe ich nicht selbst erlebt, und ich habe sie auch nicht erfunden. Sie ist mir erzählt worden von einem Menschen, der sie wissen mußte, denn sein Herz brannte mitten darin wie ein Opferfeuer. Und der Mensch — eine Frau — war unendlich liebenswert und tief in Leid, und ich glaube, wenn Ihr sie am Schluß meiner Geschichte kennen werdet, dann werdet Ihr sie lieben.

„Die Geschichte spielt in einem Dorf, dessen Name nichts zur Sache tut und von dem als Wichtigstes zu sagen ist, daß es in einem nicht sehr breiten Tale am Fuß von gewaltig aufgetürmten Bergen liegt, und die Menschen, die in ihm wohnen, sind ein mißtrauisches und fast freudloses Geschlecht, in dem doch ein gefährliches Blut braust. Ihre Fröm-

migkeit ist hochmütig gegen die weniger Frommen. Ihre Tugend hat einen Stachelgürtel. Was sie als recht erkannt zu haben glauben, daran halten sie mit Fäusten und Zähnen fest, und sie wagen ihr Leben unbedenklich für das Gute. Es ist, alles in allem, ein Menschenschlag, der nicht eben leicht zu lieben ist, aber man muß ihn achten, denn er ist voller Aufrichtigkeit, und seine Fehler sind leicht zu erklären aus der Düsterkeit der Umgebung, unter der dies Geschlecht heranwächst, und aus der kargen Einfalt ihres Lebens, in der den Männern wie den Frauen die leichten Stunden allzu knapp bemessen sind.

„In diesem Tale und in diesem Dorfe nun war ein Mann aufgewachsen, der Matthias Furgenrath geheißen war. Der ist seiner Lebtage ein unglücklicher Mann gewesen. Nicht daß es ihm an äußerem Gut gemangelt hätte, — im Gegenteil. Er hätte sich rühmen können, den ertragreichsten Wald und das beste Stück Erde und das stattlichste Vieh sein eigen zu nennen. Und der Hausrat, der ihm die Stuben füllte, zeugte von einem Wohlstand, den Jahrhunderte gemehrt und gehütet hatten, und nicht nur, daß alle Schränke, Betten und Truhen von gediegenster und schwerster Art waren, — sie waren auch von hoher Schönheit mit ihrem edlen Holz, dem Schnitzwerk und den Malereien.

„Nein, um solcher Dinge willen hätte der Matthias Furgenrath niemals verdient, ein unglücklicher Mann genannt zu werden. Grund und Ursach' dazu lagen in ihm selbst, — in seiner friedelosen, verwilderten Seele. Sein Vater und seine Mutter hatten sich nie geliebt, und als die Frau das Kind im Schoße trug, glich sie in ihrer verbissenen Mühseligkeit weit eher einer trächtigen Wölfin als einer Menschenfrau. Und vielleicht, wenn sie sich hätte in die Einsamkeit verkriechen können und ihr Kind da zur Welt bringen, wo es ganz nur ihr gehörte und auf sie angewiesen war, — vielleicht hätte sie es dann geliebt.

„So aber, da man den Erben von ihrem Schoße forderte und mit der Frucht ihres Leibes gerechnet wurde wie mit der Ackerfrucht, da stieß sie den Sohn mit Widerwillen von sich in die Welt, und sie betrachtete ihn mit liebeleeren Augen, weil er seinem Vater in allen Zügen glich. Das merkte das Kind beizeiten, und es war sehr einsam.

„Der Vater starb, und die Mutter wurde fast töricht vor Habgier. Sie hockte wie eine Spinne über ihrem Eigentum und ging in den Nächten um, das Gespenst ihres Mißtrauens. Das Gesinde fluchte hinter ihr drein. Da sie vor dem Sterben und dem, was nachher kam, mit der Angst eines dürren Herzens zitterte, machte sie Wall-

fahrten nach allen frommen Orten, die ihrem Fuß erreichbar waren. Und unterwegs litt sie das Fegefeuer vor Angst, daß in der Zeit ihres Fernseins Räubervolk oder das Gesinde oder der eigene Sohn entdecken könnten, wo sie ihre Taler vergraben hielt.

„Es war nicht die Schuld von Matthias Furgenrath, daß seine Seele verwilderte wie ein ungepflegter Baum, und es war nicht das Verdienst seiner Mutter, daß er unter den Stacheln jeder einzelnen Minute nicht boshaft und von kleinlicher Gemeinheit wurde.

„Als er ein junger Bursche war, kam einmal zur Erntezeit eine Magd auf den Hof, die sich als Helferin verdingt hatte. Sie kam aus einem anderen Dorf und aus einem anderen Tal und wußte nicht, wie es auf dem Hof der Furgenraths zuging und war so lustig und so munter wie ein Mauerschwälbchen. Nicht einen Augenblick stand ihr der Schnabel still.

„Matthias Furgenrath hatte nicht geahnt, daß es so viel Fröhlichkeit auf der Welt geben könnte. Er ging herum wie ein Betrunkener. Seine Mutter jagte das Mädchen aus dem Hause, als der Morgen grau wurde. Sie wußte, daß verliebte Burschen Verschwender sind, und sie kannte die maßlose Art, die der Sohn vom Vater hatte. Auch wollte sie Herrin bleiben, so lange sie lebte, und

wollte hundert Jahre alt werden und den Sohn unter dem Druck ihres Daumens haben.

„Matthias Furgenrath fragte nach dem Mädchen. Die Mutter sagte mit einem gelben Blick: „Ich hab' mir die Laus beizeiten aus dem Pelz geschüttelt . . ."

„Matthias Furgenrath ließ seine Arbeit stehen und liegen, ging aus dem Hause fort und suchte das Mädchen, aber er fand sie nicht. Acht Tage lang blieb er fort, und als er wiederkam, hatte er ein wüstes Gesicht bekommen.

„Von diesem Tage an fürchtete sich die Mutter vor ihm, und es währte nicht lange, so kränkelte sie und starb. Sie hatte die Herrschaft über den Sohn verloren, und das eigene verschluckte Gift zehrte sie auf.

„Wenn einer geglaubt hatte, mit dem neuen Herrn werde ein neuer Geist auf dem Hofe der Furgenraths einziehen, der hatte sich getäuscht. Nichts wurde anders, als daß die bösen Geister, die unter diesem Hause mächtig zu sein schienen, den Namen wechselten. War es zuvor der Geiz gewesen und die kleingriffige Niedertracht, dann war es jetzt die Härte und der Jähzorn. Kein kleinstes Versehen ließ der Bauer nach. Seine Hunde verkrochen sich in alle Winkel, wenn sie seine Stimme hörten. Nach Weibern fragte er

wenig. Zuweilen verschwand er vom Hofe wie damals, als er die junge Magd suchen ging. Und wenn er dann wiederkam, schien er aus der Verdammnis zu kommen, und sein Jähzorn trieb es ärger als je.

„Dennoch, weil er reich war, hätte mancher seiner Nachbarn es nicht ungern gesehen, wenn der Matthias Furgenrath bei ihm um die Tochter angesprochen hätte. Und die Väter pflegten dort die Töchter nicht zu fragen, ob sie auch willig seien, wenn über ihr Frauenschicksal beschlossen wurde. Sie schickten ihm die Vermittler auf den Hals und ließen ihn wissen, daß sie bereit seien, ihren Töchtern soundsoviel mitzugeben, und daß sie bei der Hochzeitsfeier nicht knausern würden mit Schlachten und Backen.

„Aber der Matthias Furgenrath schien taub zu sein, und wenn er sich herbeiließ, den Anklopfenden eine Antwort zu geben, so war sie gallbitter von Spott und schuf manche heimliche Feindschaft.

„Da wollte es das Unglück, daß der Joseph Oberweg sich mit einem Mädchen verheiratete, das fremd von weit her gekommen war. Sie hatte, gleichsam als Pflegerin, eine feine kranke Dame begleitet, die von den Ärzten in das Bergland geschickt worden war, um sich auszuheilen; und diese Dame, die allein auf der Welt stand, sang das Loblied

der stillen, freundlichen Hanna von morgens bis abends.

„Die Hanna war eine Waise, und sie hatte in ihrer Art manche Züge der Frauen, von denen die Evangelisten berichten: den Fleiß der Martha und die Frömmigkeit Mariens, und schön wie sie mag wohl die Magdalenerin gewesen sein, als sie Jerusalem bestrickte. Obgleich sie ihnen die Blicke niemals wiedergab, wandten doch alle Männer die Köpfe nach ihr, und als ihre Brotherrin starb und es sich herausstellte, daß sie ihrer Pflegerin Hanna all ihr Vermögen, das eine schöne Summe umschloß, hinterlassen hatte, besann sich der Joseph Oberweg nicht einen Augenblick, um die Hanna anzuhalten.

„Sie bat sich Bedenkzeit aus, und dann sagte sie ja. Aber sie stellte dem Joseph Oberweg auf sanfte Weise die Bedingung, daß er ihre jüngste Schwester mit ins Haus nehmen müsse. Denn nun, da sie ein eigenes Heim bekomme, wolle sie auch die Schwester nicht länger ohne ein Dach über' dem Kopfe wissen.

„Der Joseph Oberweg hatte nichts einzuwenden. Er meinte wahrscheinlich: eine Schwester der Hanna, — und noch dazu eine, der sie selbst das Wort redete, — würde schwerlich ein unleidlicher Mensch sein. Und darin sollte er Recht behalten. Juditha

kam und zeigte sich als ein Wesen — so still und so hell wie ein brennendes Licht, und sie glich der Schwester sehr, — war nur um vieles ernsthafter und gleichsam blasser als die Hanna.

„So hätte alles seinen glatten, guten Weg gehen können, wenn es nicht geschehen wäre, daß etwa ein halbes Jahr nach der Hochzeit von Joseph und Hanna Oberweg der Matthias Furgenrath von einer seiner ziellosen Herumtreibereien nach Hause kam und die Hanna in ihrem schönsten Kleid und Schmuck aus der Kirche kommen sah.

„Sie trug sich wie die Bäuerinnen jener Gegend alle, und es gab vielleicht manche, die von der Urgroßmutter her mehr Silberschnüre für Hals und Mieder besaßen als die Hanna. Aber, mochte es daran liegen, daß sie eine Fremde war und mit einer Art von Schüchternheit in den starren Seidenröcken einherging, oder mochte die zartere Haut ihres Gesichts besonders fein und rührend in der schwarzen Seide der Haube stehen, — kurzum, der Matthias Furgenrath, den der Zufall eben um diese Zeit an der Kirche vorüberführte, verhielt beim Anblick der Hanna den Schritt, stierte ihr ins Gesicht und verhakte sich mit seinen Blicken so fest an ihr, daß er nicht wieder loskommen konnte, — daß sie ihn hinter sich dreinzog, sie, die unschuldig und ahnungslos war, — ihn, dem seine Einsam-

keit und seine böse Art das Herz hatten verdorren lassen.

„Ein paar Tage später lauerte er ihr auf. Er tat ihr nicht schön mit werbenden Worten, er lockte nicht und schmeichelte auch nicht, er sprach auch keine Drohung aus, er sagte einfach: „Ich muß dich haben . . .“ Und er überließ es der Hanna, die auf den Tod erschrak, mit diesen seinen Worten fertig zu werden.

„Die Hanna hielt ihn für einen Wahnsinnigen. Sie sprach zu keinem Menschen von dem, was ihr widerfahren war. Sie schleppte den Schrecken mit sich herum und hütete sich, allein das Haus zu verlassen. Daheim war sie sorglos und ruhig; denn sie glaubte, dem Matthias Furgenrath werde die Ehre und der Friede ihres Daches heilig sein.

„Sie kannte den Matthias nicht.

„Eines Tages, als der Bauer mit den Leuten auf dem Felde war und Juditha, die Schwester, eine Kranke besuchte, kam er, der Matthias, zu ihr in die Stube, und diesmal merkte sie wohl, daß sie es nicht mit einem Wahnsinnigen zu tun hatte, — wohl aber mit einem Menschen, dem das Blut in den Augen stand und der sich keinen Ausweg mehr wußte aus seiner Not und der bei der Zerstörtheit seines Wesens nur noch zwischen zwei Dingen wählen konnte: zwischen sterben und einen Mord begehen.

„Es war kein Frevel und keine Überheblichkeit in den Worten des Matthias: Ich muß dich haben... Er sprach die Wahrheit. Die Liebe zu der Hanna Oberweg war auf ihn niedergestürzt, und er lag darunter begraben und rang um sein Leben.

„Die Hanna hat wohl niemals ganz begriffen, was der Mensch, der vor ihr stand, der ihr den Weg vertrat, an dem sie nicht vorüber konnte, an Worten über sie schüttete. Sie glaubte wohl, in einem Feuer zu stehen oder unter einem glühenden Sturzbach. Sie zitterte und litt, und sie wehrte sich gegen ihn und schrie wie eine Verzweifelnde, nicht nach ihrem Manne, — nach der Schwester.

„Und es war seltsam, daß der Mann sie nicht am Schreien hinderte. Er rührte sie nicht an. Er blickte auf sie nieder wie auf ein von Gott unterschriebenes Urteil.

„Als Juditha eintrat und die Schwester ihr die Arme entgegenstreckte, gab er der Hanna den Weg frei, wandte sich um und ging aus der Stube. Im Vorübergehen sah er Juditha ins Gesicht, aber er schien sie dennoch nicht zu sehen und hörte den Schrei nicht, den sie ausstieß.

„In der folgenden Nacht ging der Oberweghof in Flammen auf, und das Feuer war neben der Kammer ausgebrochen, in der Joseph und Hanna

schliefen, und sie beide kamen im Feuer um. Juditha und das Gesinde und auch das Vieh konnten gerettet werden, bis auf die Tauben, die unablässig über den Flammen kreisten, bis sie von ihnen erfaßt wurden und darin verschwanden.

„Matthias Furgenrath half bei den Löscharbeiten, und er tat es auf eine Weise, als wünsche er, dabei ums Leben zu kommen. Aber er kam nicht ums Leben, und sein wildes Gebaren half ihm nichts. Von der Leiter weg, auf der er stand, um den brennenden Dachstuhl niederzureißen und die Nebengebäude zu retten, wurde er verhaftet und der Brandstiftung und des Doppelmordes angeklagt. Denn ein Bettler, der auf den Oberweghof gekommen war, als der Matthias mit der Hanna sprach, hatte seine Reden durch das offene Fenster mitangehört, und was er aussagte, war schwerwiegend genug, um den Matthias Furgenrath damit zu Boden zu schlagen.

„Der Matthias gab den Leuten vom Gericht ein Rätsel auf. Er leugnete nicht; er bekannte auch nicht. Er sagte: Ich habe das Feuer nicht angelegt; aber wenn Wünsche Feuer anlegen können, dann bin ich schuldig. Und er sagte, er habe niemals in seinem Leben eine größere Erleichterung verspürt als in dem Augenblick, da er das Feuer habe aus dem Oberweghof schlagen sehen.

„Ja, er klatschte in die Hände, als er das sagte. Und dann kam ein Laut aus seiner Kehle, wie man ihn sonst nur von einem hungernden Raubtier zu hören bekommt . . .

„Darauf verstummte er und schwieg fortan mit unbeugsamer Hartnäckigkeit.

„Es war ein Glück für den Matthias Furgenrath, daß nicht die Leute seines Dorfes Richter über ihn waren; sie wären ihm ohne Gnade ans Leben gegangen. Niemand liebte ihn, und keiner war ihm Freund. Ihr Christentum war hochmütig, und die Worte, die von der Duldsamkeit predigen, fehlten in ihrem Katechismus. Auch empfanden sie das grausige Verbrechen, das in ihrem Tal geschehen war, als einen Schandfleck auf ihrer aller Ehre, und sie meinten, der sei nicht anders abzuwaschen als mit dem Blut des Verbrechers. Sie zeugten wider ihn, so hart sie konnten, und keiner war unter ihnen, der nicht mit aufgebrachter und starker Stimme gesagt hätte: er sei aus vollem Herzen von der Schuld des Matthias Furgenrath überzeugt.

„Nur ein Mensch stand auf und sprach: der Matthias Furgenrath ist unschuldig, und ebenso gut wie er mag der Erzengel Michael das Feuer angelegt haben.

„Und der Mensch, der so für den Angeklagten

zeugte, war die Schwester der armen Hanna Oberweg, Juditha.

„Es war seltsam anzusehen und anzuhören, wie dieses stille Geschöpf, das an ein brennendes Licht erinnerte, so entschlossen, sanft und unerschütterlich vor den Richtern des Matthias Furgenrath stand, seine aufrichtigen Augen nicht von ihnen wandte und mit einer zugleich geduldigen und nachsichtigen Stimme sein Zeugnis ablegte. Es war den Männern, die ihr verantwortungsreiches Amt mit schwerem Ernst auf ihren Schultern fühlten, wohl anzumerken, daß sie froh waren, in dieser Sache, in der bisher nur ein sinnloser und hochmütiger Haß zu Worte gekommen war, nun auch einmal eine Stimme zu hören, die von einem guten Glauben sprach, — in ein Herz hineinzublicken, das sanft und ungetrübt war, obwohl es großen Kummer litt.

„Juditha war recht blaß, als sie im grellen Licht der Vormittagssonne vor dem Richtertisch stand, aber weder die Sonne noch die Gegenwart der vielen Menschen, noch die Fragen, die von den Geschworenen an sie gestellt wurden, vermochten sie im mindesten zu verwirren. Sie mußte fühlen, wie aller Augen mit einer fast gewitterhaften Angespanntheit auf sie gerichtet waren — und nicht zum wenigsten die des Matthias Furgenrath, der

sie anstierte, und die Zähne in die Lippen vergraben hielt. Ohne Scheu und ohne Erregung, manchmal fast mit einem Ton des Ärgers, sagte sie, was sie zu sagen hatte.

„Was die Leute aus dem Dorf dem Matthias Furgenrath am Zeug zu flicken hätten, das wisse sie nicht, und das sei ihr auch ganz gleichgültig. Aber wenn einer aufstehen und behaupten wolle: dem Matthias sei es wohl zuzutrauen, daß er einen Hof niederbrenne, um auf eine so feige und grausame Art einen Mann und eine Frau ums Leben zu bringen, weil diesem Manne die Frau gehörte, die er, der Matthias mit seinem wilden Herzen liebte, so habe der Mensch, der vom Matthias solches Zeugnis ablegte, das ganz gewiß am jüngsten Tage zu verantworten und werde seiner Strafe nicht entgehen.

„Denn, so sprach sie, und ihre Stimme wurde leise und ehrfürchtig, und sie sah die Richter einen nach dem anderen mit den heiligen Augen der Unschuld an: daß der Matthias Furgenrath ihre Schwester geliebt habe, das sei ihr offenbar gewesen von dem Augenblick an, da sich die zwei zum erstenmal begegnet seien. Und wie niemand etwas dafür könne, wenn ihm der Blitz ins Haus schlage, so habe auch der Matthias für diese seine Liebe nichts gekonnt, und es sei wohl gewiß, daß er,

der ein verwildertes und zerrüttetes Herz in sich trage, unter dem, was ihm widerfahren sei, mehr gelitten habe, als es seinen guten Nachbarn auch nur im Traume möglich sei. Aber ganz gewißlich sei es dem Matthias nie und nimmer in den Sinn gekommen, der Hanna ein Leid des Leibes oder der Seele anzutun. Ja, lieber wäre er wohl selbst gestorben, bevor er dies getan oder von anderen zugegeben hätte.

„Gefragt, wie sie dies so fest behaupten möge, wandte sich die Juditha zu dem Verklagten und sagte, die Hände zusammenlegend, mit einer vom inneren Weinen plötzlich durchschütterten Stimme: „Ja, nun mußt du mir vergeben, Matthias, daß ich von solchen Dingen vor solchen Ohren spreche; aber da es deine Unschuld beweisen soll, so muß es sein und führt, wenn Gott mir hilft, zum guten Ende . . ."

„Und dann wandte sie sich wieder den Richtern zu und sagte, sie sei die Vertraute ihrer Schwester gewesen von Kindheit an, und sie hätten sich von Herzen geliebt, seit sie denken könnte, und niemals haben zwischen ihnen beiden ein Geheimnis irgendwelcher Art bestanden. Und so habe sie auch von Anfang an gewußt, daß die klare Seele ihrer Schwester Hanna durch die Liebe des fremden Mannes in große Verwirrtheit geraten sei und daß sich die

arme Hanna in allen Stunden, seit sie um die Liebe des Matthias gewußt habe, vor ihm und vor sich selbst unselig geängstigt habe.

„Denn auch das habe sie, die Juditha, gewußt, daß die Hanna neben dem Joseph Oberweg, der ein braver und rechtlicher Mann gewesen sei, hingelebt habe, als warte sie immerzu auf das, was noch kommen mußte, um das Weiterleben zu einem Sinn zu erheben . . .

„Die Hanna aber sei niemals imstande gewesen, etwas, das in ihr war, zu verheimlichen; alles habe wie Feuer in einem Milchglas durchscheinend aus ihr herausgeleuchtet, und weil sie das gefühlt habe, sei sie wie ein Waldtier in ihrem Hause verborgen geblieben, um nur dem Matthias nicht zu begegnen.

„Und als er dann zu ihr gekommen sei, an dem Morgen vor dem Brande, weil er gemeint hatte, sie sei ganz allein, — da habe er gleichsam seine Brust vor ihr aufgerissen und habe ihr, der armen Hanna, nichts mehr verschwiegen von seiner Not und seinem Haß gegen die Menschen und von seiner besinnungslosen Liebe zu ihr, unter deren verfluchten und gesegneten Last er nicht mehr atmen könnte, und von seinem unsäglichen Grimm, der ihn zum Rasen bringe, wenn er an den Joseph Oberweg denke und an ihre Gemeinschaft mit ihm

— und er habe sie gefragt, ob sie wisse, wie er aus alledem einen Ausweg finden solle, und habe gleich selber dazugefügt: es gäbe keinen Ausweg für ihn, wenn nicht den einen: daß die Hanna zu ihm herüberkäme und ihn liebhaben wolle und fortan in alle Ewigkeit bei ihm sein . . .

„Aber die arme Hanna sei in ihren Tränen dagestanden und habe gezittert wie ein Blatt und dem Matthias nur immer zugeschluchzt: Erbarm' dich, Matthias, um Gottes Barmherzigkeit willen! Und der Matthias sei wild geworden und habe laut geschrien: sie solle sich seiner erbarmen und er fände kein Heil mehr im Himmel und auf Erden, und es würde ein großes Unglück geschehen . . .

„Da sei die Hanna ganz still geworden und habe die Hände sinken lassen und den Matthias angeschaut und habe mit einer süßen Stimme und voll unendlicher Sehnsucht gesagt: Ach Matthias, willst du mich töten —?

„Aber der Matthias habe aufgelacht wie ein Verrückter und habe seine Hände ineinander geschlungen als wolle er sich selber fesseln, und habe gesagt: Dich, Hanna, dich —? Ehe ich eine Wimper an deinen Augen verletzen würde, oder ehe ich zuließe, daß ein anderer dir etwas zuleide täte, eher spränge ich vom Kalthorn in den See . . .

„Und da es ihm die Stimme verschlagen habe,

hätte er lange geschwiegen und auf die Hanna hingeblickt und habe sie zuletzt noch einmal gefragt: Hanna, verwirfst du mich auch?

„Und die Hanna habe erwidert: Ach nein, nein, Matthias, ich verwerfe dich nicht . . . Und da sie das gesagt hatte und sah, wie das Gesicht des Matthias sich zu verwandeln begann in einem wahnwitzigen, trunkenen Glück, da überkam sie die Angst vor sich selbst und sie schrie, so laut sie konnte: Juditha, Juditha —!

„Und als sie in die Stube getreten sei, habe der Matthias sich zum Gehen gewendet und habe sie angeschaut, als sähe er sie nicht. Aber er sei fortgegangen wie einer, der weiß, daß er nicht für immer geht, und auf seinem Gesicht habe ein Ausdruck gelegen . . . der Himmel möge ihr verzeihen, wenn sie ihn mißverstanden habe, aber der Matthias habe ausgeschaut wie einer, der gehört hat, daß Gott ihn freundlich rief . . .

„Darauf fragte einer der Männer die Juditha, woher sie das alles so genau wisse. Und sie antwortete: Als sie bei der kranken Bäuerin in der Stube gesessen habe, sei ihr Blick durchs Fenster gefallen und habe den Matthias getroffen, wie er gegen den Oberweghof hinaufgeschritten sei. Und sie habe Angst bekommen und sei eilig hinter ihm drein und heimgegangen; er habe aber einen guten

Vorsprung gewonnen, weil die Kranke sie noch aufgehalten habe. Und als sie auf den Oberweghof gekommen sei, habe sie da den herumlungernden Bettler gesehen, wie er horchend und mit einem gemeinen Gesicht am Fenster gestanden habe, und sie habe ihm Geld gegeben und ihn fortgewiesen und habe nicht gewußt, was sie nun anfangen solle, bis sie die Stimme der Schwester habe ihren Namen rufen hören. Aber der Matthias habe so laut geredet, daß sie jedes Wort habe verstehen müssen, und dann habe ihr auch die Schwester alles erzählt, und wenn der Bettler anders aussage, als sie hier gesagt habe, dann sei es nicht verwunderlich, denn er sei sternhell betrunken gewesen, und die böse, kleine Seele habe ihm aus den Augen gefunkelt. Und vielleicht wisse er besser als irgend einer, auf welche Weise das Feuer am Oberweghof ausgebrochen sei, zumal, wie es sich nun herausgestellt habe, das Geld aus dem Schrank verschwunden sei und der Silberschmuck der Schwester gleichfalls.

„Diese Aussage der Juditha lenkte die Verhandlungen vor Gericht in eine ganz neue Bahn, und das Ende war, daß man den Matthias sowohl als den Bettler wegen Mangel an Beweisen ihrer Unschuld freisprechen mußte. Und der Matthias kehrte in seine Heimat zurück, und die Juditha

übernahm es, da keiner ihr entgegentrat, den Oberweghof wieder aufzubauen und ihr stilles Leben vor sich hin zu leben, und zwischen ihr und den Leuten im Dorf blieb eine breite, niemals überquerte Straße.

„Denn diese Menschen vergaben ihr nicht, daß sie für den Matthias eingetreten war und daß sie nun gezwungen wurden, mit einem, der unter solchem Verdacht gestanden hatte, ohne sich ganz von ihm reinigen zu können, unter einem Himmel zu leben. Aber die Juditha kümmerte sich nicht darum. Wenn sie dem Matthias begegnete, so nickte sie ihm ernst und freundlich zu und ging im übrigen ihren heiligen Weg des Mitleids, der zu allen führte, die ihrer bedurften.

„Und eines Tages trat ihr der Matthias in diesen klaren Weg hinein und fragte sie, ob sie ihn zum Manne wolle.

„Die Juditha — nun, es ist keiner dabeigewesen, als sie ihre herrlichen Augen zu dem Matthias hob und zu ihm sagte: Ja, Matthias, von ganzem Herzen . . . Aber es ist wohl zu denken, daß dem, der sie in diesem Augenblick gesehen hat, zumute war, als träte die Juditha mit allem Glanz der ewigen Seligkeit umgeben aus einem weitgeöffneten Tor des Himmels auf die Erde.

„Sie wurde die Frau vom Matthias Furgen-

rath, und eine Zeitlang ging der Mann, den sie mit ihrem Selbst begnadigt hatte, umher mit einem trunkenen Gesicht und Augen, die die Welt nicht wiedererkannten; denn sie war ihm verwandelt, strahlend und süß.

„Aber nach einer Weile stellte es sich heraus, daß der Matthias Furgenrath noch nicht reif gewesen war für die große Gnade.

„Er war allzu lange Zeit allein gewesen in der Gesellschaft seiner bitteren und zornmütigen Seele, um daran glauben zu können, daß ein Mensch wahrhafte Liebe und wahrhaftes Vertrauen zu ihm trug. Und je länger er darüber grübelte, desto weniger vermochte er zu begreifen, daß ein Wesen wie die Juditha sich zu ihm wenden konnte, es sei denn mit einem verborgenen und geheimnisvoll bösen Grund.

„Er glaubte ihr nicht mehr, daß sie von seiner Unschuld überzeugt gewesen war, als sie vor seinen Richtern für ihn sprach. Ja, er begann sie für schlecht zu halten, weil sie einem, der schlecht war in den Augen seiner Mitmenschen, sich zu eigen gegeben hatte ohne Zögern, mit so viel Bereitschaft. Und er begann, ihre Seele zu versuchen.

„Er sagte: Lügen wir einander doch nichts vor, Juditha ... Du hast sehr gut gewußt, daß ich das Feuer angelegt habe; es ist kein Zweifel daran, daß du es gewußt hast ...

„Die Juditha sah ihn an und schüttelte ernst den Kopf. Man solle mit solchen Dingen nicht Scherz treiben, meinte sie. Und als er bei seinen Worten beharrte, lächelte sie und nickte: Ja, ja, es ist schon gut, Matthias. Aber er vermochte nicht, sie zu erschüttern.

„Einmal in der Nacht weckte er sie und sprach: Ich kann es nicht mehr mit mir herumschleppen, Juditha, ich muß es einem Menschen beichten oder ich verliere den Verstand. Du willst es nicht für wahrhalten, aber ich schwöre dir: Ich habe das Feuer an den Oberweghof gelegt und bin schuld daran, daß deine Schwester und der Joseph so jämmerlich umgekommen sind, und es war eine große Befriedigung in mir, als ich dies hörte.

„Ich glaube dir nicht, antwortete die Juditha. Sie sagte es unzählige Male, ohne sich verwirren zu lassen.

„Da hatte der Matthias Furgenrath ein Gefühl, als müsse er vor Freude sterben, und er liebte sie noch tausendmal mehr als zuvor.

„Aber das Böse in ihm ließ ihn nicht zum Frieden gelangen.

„Er fragte die Frau, die ihn liebend ansah: Juditha, wenn es nun doch wahr wäre, daß ich das Verbrechen begangen hätte, was würdest du dann tun?

„Sie sah ihn unablässig an und sprach nach einem langen Schweigen: Gott helfe mir, Matthias, aber ich weiß gewiß, ich würde dich auch dann noch lieben mit aller Kraft meines Herzens . . .

„Das begriff der Matthias nicht. Und um ihrer grenzenlosen Liebe willen begann er der Frau zu mißtrauen. Er dachte: vielleicht hat sie selbst etwas Böses begangen und will es heimlich verbüßen, indem sie an meiner Seite lebt . . . Vielleicht hat sie ein Verbrechen auf der Seele und hofft, den Himmel zu betrügen in unermüdlichem Gutestun. Seine Gedanken waren schwer von Qual und zerfraßen ihm das Herz mit dem Gift des Mißtrauens, und eines Abends offenbarte er der Juditha diese grausigen Gedanken.

„Die Juditha glaubte, er sei krank, und sie versuchte, mit ihren gebenedeiten Händen ihn zu heilen; aber es gelang ihr nicht. Denn je mehr sie ihm von ihrer Liebe zeigte, um so tiefer mißtraute er ihr. Er glich einem Becher, in den ein Strom stürzt: er vermag ihn nicht zu fassen, und durch die Überfülle und den ununterbrochenen Sturz der Wasser wird der Becher zuletzt gesprengt.

„So war das Leben zwischen diesen beiden Menschen, die einander so ohne Maßen liebten, zerstört und unselig, und sie litten beide an bitterlichen Schmerzen; ja, der Himmel mag wissen, was noch

aus ihnen geworden wäre, wenn das Schicksal selber nicht mit einer gewaltigen Gebärde eingegriffen hätte.

„Es ist nun etwa ein Jahr her, daß über das Dorf, in dem sie wohnten, das große Unglück hereinbrach. Kluge Menschen hatten es schon lange kommen sehen und manche Warnung ergehen lassen; aber niemand hatte auf sie gehört, weil es den Menschen jenes Schlages schwer fällt, an Dinge zu glauben, die auf Berechnung gegründet sind und sich nicht ohne weiteres mit den Händen greifen lassen. Nun erfüllten sich die Warnungen der Gelehrten, und der Berg, der im Süden lag, kam über das Dorf.

„Das Wasser, das aus den Schneeschründen strömte, als der Föhn kam, floß nicht, wie ehedem, im alten Bette ab. Es fraß sich in den Berg hinein und verschwand da auf geheimnisvolle Weise, und man hörte es donnern in den Bergwänden, wenn man nahe daran vorüberschritt.

„Nun brach das Wasser aus dem Berge hervor mit einer so hinreißend entsetzlichen Gewalt, daß es schien, als sollte dem Tal der Weltuntergang kommen. Wälder gerieten ins Rutschen und schlugen, brausend und krachend, niederwärts. Felstrümmer von Haushöhe lösten sich und schmetterten in die Menschensiedelung hinein. Und der Berg

brüllte wie ein unausdenkbar riesenhaftes, vorsintflutliches Tier, das endlich einmal seiner Fesseln ledig geworden war und sich nicht genug tun konnte im Austoben.

„Der erste Schlag, der das Tal erschütterte, traf den Oberweghof und drückte ihn mit allen seinen Gebäuden, Ställen und Scheunen zusammen und in den Erdboden hinein. Und darüber hinweg raste das Wasser, in dem die Baumstämme mit den Kronen und den Wurzelstöcken quirlten.

„Der Matthias war nicht daheim, als das Unglück losbrach. Er war im Widerstreit mit seiner armen Seele vom Hause fortgelaufen und hatte die Juditha zurückgelassen mit ihrem stillen Gesicht und den Augen voller Kummer. Und der Matthias hörte auf seinem Wege das Donnern des Berges und das fern aufheulende Jammern der Menschen, kehrte um und kam zurück in Sprüngen wie ein gejagter Hengst und sah, aus dem Walde tretend, von oben her niederblickend auf das Tal, was geschehen war und noch geschah. Aber vielleicht sah er das nicht einmal. Er sah nur das Eine: den Fleck, wo der Oberweghof gestanden hatte und wo nun nichts mehr war als über Felstrümmer tosender Strom . . .

„Als die Leute aus dem Tal so weit ihre Sinne wieder beisammen hatten, daß sie zu denken ver-

mochten, da sahen sie dort, wo der Oberweghof gewesen war, einen Mann, der sich, unaufhörlich einen Namen schreiend, durch den Strom aufwärts watend, mit den Fäusten hineingreifend in das peitschende Gezweige der Tannen, springend von Stamm zu Stamm, mit jedem Schritt dreifach in Lebensgefahr, — zu der Stätte hindurchkämpfte, wo einmal ein Haus gestanden hatte, in dem eine Frau zurückgeblieben war. Und die Stimme dieses Mannes, die keiner menschlichen Stimme mehr glich, schrie ohne Ende: Juditha —! Juditha —!

„Aber er wußte wohl selber, der arme Narr, daß er keine Antwort bekommen konnte.

„Freilich, der Grund, warum er keine bekam, der war ein anderer, als er und all die andern Menschen im Dorf annehmen mußten.

„Ja, — wie soll ich dies nun gut und klar und fröhlich genug sagen:

„Seht, die Juditha war, als das Unglück hereinbrach, gar nicht mehr auf dem Oberweghof. Nein, sie war ganz kurze Zeit vorher aus dem Hause weggegangen und zwar, um die ganze Wahrheit zu sagen: weil sie den Matthias suchen wollte.

„Aber sie wußte den Weg nicht recht, den er genommen hatte, und obwohl sie ihn rief, hörte er sie nicht. Und dann geschah es, daß sie plötzlich einen erderschütternden Donner hörte und den

Boden unter ihren Füßen wanken fühlte, und dann wurde sie von einem gewaltigen Windhauch gepackt und aufgehoben und fortgewirbelt, und sie verlor das Bewußtsein . . .

„Aus der Stadt waren Ärzte und ihre Gehilfen herbeigerufen worden und Soldaten, die bei dem Rettungswerk Hand anlegen sollten; die suchten die ganze Gegend ab, denn es waren Leute gefunden worden, die der Schreck um den Verstand gebracht hatte und die blindlings ins Weite gerannt waren so lang ihre Füße sie trugen. Und durch eine glückliche Fügung wurde auch die Juditha gefunden, mitten unter zerdrehten Birkenstämmchen, von lastender Erde halb bedeckt.

„Man hob sie auf und zeigte sie den Leuten im Dorf. Ja, sagten sie, das sei die Frau vom Matthias Furgenrath, Juditha geheißen, und man habe geglaubt, sie sei mit dem Oberweghof zugrunde gegangen, und es wäre ein großes Wunder, daß sie davongekommen sei, und wenn er das hätte ahnen können, dann wäre der Matthias wohl nicht wie ein Narr davongelaufen und niemand wüßte, wohin.

„Darum konnten sich die Leute aus der Stadt freilich nicht kümmern. Und da die Juditha ohne Bewußtsein war und blieb, so nahmen die Ärzte sie mit in die Stadt und brachten sie in ein

großes, schönes Krankenhaus, und da pflegte man sie.

„Aber es dauerte sehr lange, bis die Juditha wieder bei Sinnen war, und dann schien es, als habe sie die Sprache verloren und sollte sie niemals wiedergewinnen. Und auch ihr Denken war getrübt und gelähmt, und es war, als wollte sie gar nicht ins Leben zurück.

„Doch die Ärzte mühten sich sehr um sie, und eine junge Schwester, die sie betreute, hatte es sich selbst in die Hand gelobt, nicht abzulassen, bis dieses junge, trauervolle und schöne Geschöpf, das die Juditha in all ihrem Elend war, gerettet und ganz genesen sei.

„Und eines Tages war die Juditha genesen . . .

„Sie wachte auf und schaute sich um, hatte klare Augen und staunte über sich und über ihre Umgebung, und mit den Stunden, die ihrem Erwachen folgten, hob sich Schleier um Schleier von dem Geschehenen, das hinter ihr lag.

„Und die junge Schwester, die sie gepflegt hatte, führte sie zu ihrer Mutter, die eine halb gelähmte, alles Leidens kundige Frau mit einem heilkräftigen Herzen war, und zu ihr sprach die Juditha. Und bei ihr lebt sie nun und wartet und hat ihre große Liebe unversehrt bewahrt . . .“

So sprach Meinhard und schloß seine Erzählung

so, und die andern hoben ein wenig verwundert die Köpfe und wandten ihm fragende Augen zu.

Aber der Mann, der im Herdwinkel gekauert hatte, der Mann, der dem Erzählenden mit Blicken der Dumpfheit, des Widerstrebens, des Hasses und der Angst gefolgt war, der Mann beugte sich jetzt vor und fragte mit seiner heiseren, keuchenden Stimme: „Herr — Herr, ist das wahr, — was Sie da geredet haben —? Ist das wahr, — daß die Frau . . . daß die Frau — am Leben ist?"

„Ja, Matthias," sagte Meinhard. Und er lächelte und stand auf und ging auf den anderen zu und legte die Hände auf seine Schultern.

„Matthias," sagte er, „die Frau lebt und ist genesen, und sie trägt Ihr Bild an einem schmalen schwarzen Bande um den Hals. Darum habe ich Sie gleich erkannt; denn es ist meine Schwester, die Ihre Frau gepflegt hat, als sie im Krankenhause lag, und es ist meine Mutter, bei der sie nun lebt, und es liegt nun ganz in Ihren Händen, Matthias, ob die Juditha die glückseligste oder die elendeste Frau auf Erden wird . . ."

Der Matthias gab keine Antwort. Er hatte das Gesicht in die Hände gelegt, und Meinhard fühlte unter seinen Fingern das übermenschliche Ringen des mächtigen Körpers, der sein Schluchzen nicht preisgeben wollte. Aber vielleicht, weil es das

Schluchzen des Glückes war, das der Matthias noch nicht kannte, war es stärker als er und brach strömend aus ihm heraus . . .

Die junge Agnete war aufgestanden und zu ihrem Manne getreten. Und er wandte sich zu ihr, und mit einem plötzlichen Umfassen schlossen sie sich aneinander und küßten sich.

Theobald Pfandheinrich räusperte sich sehr vorsichtig.

„Ja," sagte er wispernd und erhob sich mit der Behutsamkeit eines Seiltänzers, „dann wird es wohl das Gescheiteste sein, mein lieber Lukas, wenn wir zwei beide uns verkrümeln. Den da, den haben wir doch verloren . . . Ich gönn's ihm, wahrhaftig . . . Jetzt müssen wir uns nach einem andern Kollegen umschauen; sonst sind wir nicht komplett . . ."

„Morgen früh sprechen wir uns," sagte Frau Baldram leise und reichte ihm und Lukas Gothner mit weinenden und glücklichen Augen die Hand. „Jetzt lasse ich Sie nicht fort. Jetzt sollen Sie noch ein Fest mit uns feiern . . ."

Theobald Pfandheinrich legte zum Zeichen seiner Ergebenheit und Dankbarkeit die Hand auf die Brust, verbeugte sich weltmännisch nach allen Seiten und ging davon, Lukas Gothner, der wie in einem Traume schritt, vor sich herschiebend.

Das Zufallen der schweren Tür schreckte den Matthias auf.

Er sah sich um und sah den drei Menschen, die vor ihm standen, in die gütigen Gesichter.

Und als sie nun seine Züge sehen konnten, mußte die junge Agnete an den Mann denken, den die Hand seines Erlösers aus dem Felsengrabe führte.

Der Matthias lächelte. Ganz hilflos und schüchtern irrte dieses Lächeln über sein Gesicht, als könnte es sich darauf nicht zurechtfinden.

„Wollen Sie mir sagen, Herr," fragte er mit einem krampfhaften Schlucken, „wohin ich gehen muß, um sie zu finden?"

„Nirgends hin, Matthias," antwortete Meinhard. „Ich habe an meine gute Mutter ein langes Telegramm geschickt, und wie ich Ihre Frau Juditha kenne, ist sie schon auf dem Wege hierher . . ."

Matthias Furgenrath nickte nur; nun war er so weit gekommen, daß er alle Gnaden des Glücks ohne Zweifel und ohne Widerstreben, — fast ohne Verwunderung annahm.

„Ich möchte ihr entgegengehen," sagte er und stand auf.

„Tun Sie das nicht, Matthias," antwortete Meinhard behutsam. „Es könnte Ihnen noch einmal geschehen, daß Sie aneinander vorübergingen . . ."

Der Matthias sah ihn an und nickte vor sich hin. Er hob sein dürstendes und träumerisches Gesicht und blickte durch das Fenster, vor dem die Märznacht blau und linde stand.

„Dann will ich am Tore sitzen und auf sie warten," sagte er, mit einem Ausdruck des Stolzes und der Demut. Und wenn er sonst einhergegangen war, als trüge er die Last der Erde auf seinen Schultern, so schien er nun die Last des Himmels zu tragen . . .





